

Literarische Märchen und Tiergeschichten

Wie auf dem Gebiet der Kinderlyrik, so ist auch auf dem der Märchendichtung in den 60er Jahren eine große Epoche zu Ende gegangen. Es ist die Zeit der teils biedermeierlichen, teils poetisch-realistischen Märchenovellen eines Mörike, Keller, Heibel oder Stifter; sie findet mit den 1866 erschienenen »Drei Märchen« Theodor Storms ihren Abschluß (»Die Regentrude«, »Bulemanns Haus« und »Der Spiegel des Cyprianus«). Von letzteren wünscht sich ihr Autor, daß sie »auch in die Hände der Jugend – ich meine nicht der Kinder – gelangen und so auf den Weihnachtstischen statt der fabrizierten Märchen- und Geschichtenbücher einmal wieder ein ernst gemeintes Werk der Phantasie seinen Platz finden möge« (Vorrede von 1865). In der Vorrede zur zweiten Auflage von 1873 heißt es in schärferem Ton: »[...] das Märchen hat seinen Kredit verloren; es ist die Werkstatt des Dilettantismus geworden, der seine Pflückerarbeit mit bunten Bildern überkleistert und in den zahllosen Jugendschriften einen lebhaften Markt damit eröffnet [...]«. Die kommerzielle kinderliterarische Verwertung des Märchens in allen seinen Ausprägungen, wie Storm sie vor Augen hat, ist eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts, in dessen Verlauf die Bedenken der bürgerlichen Pädagogen gegen diese Gattung zwar nicht verschwunden sind, aber doch an Wirkung eingebüßt haben. Was der literarische Markt seitdem an Märchenbüchern in Jahr für Jahr wachsendem Umfang hervorbringt, ist nicht nur größtenteils das Werk von Dilettanten; es handelt sich darüber hinaus oft um schier Beliebigen, dem jede epochale Signifikanz abgeht.

Bei der Suche nach Qualitätvollerem ist ein Blick in die »Deutsche Jugend« eine verlässliche Hilfe. Von den Märchenautoren, die in dieser Jugendzeitschrift der Gründerzeitära zur Sprache kommen, sollen hier Victor Blüthgen und Heinrich Seidel mit je einem Text vertreten sein; ihnen

vorangestellt ist ein Märchen aus den wirkungsgeschichtlich so erfolgreichen »Träumereien an französischen Kaminen«. In deren Autor Richard von Volkmann-Leander sieht Erich Bleich 1910 den »Chorführer einer neueren Generation von Märchendichtern«, zu der er auch Blüthgen und Seidel zählt. Die noch bei Storm mächtigen Gestaltungsstrategien romantischer Märchenovellistik treten ein Stück weit zurück; die neueren Texte sind von schlichter Machart, sinnfälliger Symbolik und einfacher Aussage, dem Volksmärchen wie auch Andersens Märchen dadurch um einiges näher, ohne diesen wirklich verpflichtet zu sein. Auffällig ist die Konventionalität aller Motive, aus der auszubrechen sich keiner der Autoren genötigt fühlt. Fragt man nach Epochenspezifischem dieser gründerzeitlichen Märchenkunst, so ließe sich eine spürbare innere Distanziertheit zum eigentlich Märchenhaften anführen, vergleichbar dem Sich-schwer-Tun mit dem Kindlichen in der Kinderlyrik. Am wenigsten zeugt davon noch Blüthgens Hulegeistermärchen, in dem das Wunderbare und die Wundergestalten auf ganz unbekümmerte Weise ins Diesseits und unter die Diesseitigen gemischt sind. Ansonsten wirken das märcheneigentümliche Wundergeschehen und das glückliche Finale seltsam entrückt und unwirklich; sie sind entweder ins Jenseits verlegt (»Das bucklige Mädchen«), oder, sei es per Titel (»Träumereien«), sei es innerhalb der Fiktion, als bloßer Traum ausgegeben. Auffällig ist die Vielzahl sogenannter Traummärchen bei Blüthgen, Seidel und anderen, wobei es sich zumeist um den Traum eines gegen derlei Verwirrungen noch wenig gefeitigen kindlichen bzw. jugendlichen Menschen handelt. Zur Beruhigung wird gelegentlich versichert, daß aus dem jungen, noch ungefestigten Träumer später doch noch ein tüchtiger Mensch geworden sei. Heinrich Seidels Traummärchen von der »grünen Eidechse« handelt zusätzlich noch von der Unfähigkeit, die märchentypische Erlösungshandlung zu vollziehen; der Märchentraum gerät dadurch zum Alptraum, und es bedarf eines wahren Gewit-

terwolkenbruchs zur Ernüchterung des kindlichen Träumers.

Daß mit den antinaturalistischen Tendenzen seit den 90er Jahren, insbesondere dem Jugendstil, der Neuromantik und dem Symbolismus, eine neue Konjunktur des literarischen Märchens ausbricht, ist bekannt. In ihren Höhepunkten – etwa bei Hugo von Hofmannsthal – zum »modernen (Anti-)Märchen« sich entwickelnd, ist diese Märchenkunst der Vorkriegszeit dem Kinderliterarischen ferner, als dies in der Romantik der Fall war, und nur gelegentlich geraten derlei »sonderbare Geschichten« (wie im Fall Robert Walters) in Kinderanthologien. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang Rainer Maria Rilkes Eingeständnis »eine[r] immerwährende[n] Befangenheit zwischen mir und jedem jungen Wesen, die eine gegenseitige Beeinflussung und Beziehung nicht aufkommen läßt« (Brief an Fr. Huch vom 6. Juli 1902); seine Märchensammlung »Vom lieben Gott« (1900) trägt den Untertitel »An Große für Kinder erzählt«, weil, wie es in dem Brief weiter heißt, »ich nur über diese schwankenden Brücken [...] zu den Lieblingen kommen kann, die mich verstehen, wenn ich etwas von Gott zu sagen versuchte ...«. Richard Dehmels »Märchen vom Maulwurf«, zuerst 1896 in der Zeitschrift »Jugend« erschienen, wahr hier noch am ehesten eine Balance, bleibt als aitiologisches Tiermärchen dem kindlichen Leser zugänglich, während es sich dem Erwachsenen als symbolistisches Werk über die kosmische Sehnsucht des Menschen zu erkennen gibt.

Neuromantische Züge weisen auch die frühen satirischen Tiermärchen eines Manfred Kyber auf, in denen die romantische Philisterkritik auf originelle Weise fortlebt. Als einer der Höhepunkte neuromantischer Märchendichtung für Kinder muß Otto Julius Bierbaums »Zäpfel Kern« angesehen werden. Dieser Nachdichtung von Collodis »Pinocchio«, die in ihrem wuchernden Übermut an die satirischen Märchendichtungen des jungen Ludwig Tieck gemahnt, hat die einleitende Beteuerung, so deutsch sein zu

wollen, wie das Original genuin italienisch sei, in jüngster Zeit eine Reihe von Mißverständnissen eingetragen. Kein kinderliterarisches Werk dieser Zeit ist in seinen satirischen Passagen antiwilhelminischer und frecher als dieses! Das Buch lebt von der romantischen (»deutschen«) Gegensätzlichkeit von Kunst/Natur und Gesellschaft; Zäpfel Kern ist eine allegorische Verkörperung der Dichtung, genauer: der Dichtung für Kinder, und sein »Werdegang« nichts anderes als die »Entdeckung« ihrer wahren Beschaffenheit. Wie sich die Kunst nicht mit dem Leben verwechseln darf, so bleibt auch Zäpfel Kern in seiner letzten Versuchung, die aus dem Angebot besteht, sich in einen Jungen verwandeln zu lassen, standhaft, um damit seiner selbst als »Bild« endgültig gewiß zu sein. Der allegorische Hintersinn bleibt wie so manche Satire in diesem doppelsinnigen Kinderbuch freilich der Wahrnehmung durch den Erwachsenen vorbehalten. – Einen weiteren Höhepunkt neuromantischer Kinderdichtung bildet Gerdt von Bassewitz' Märchenspiel »Peterchens Mondfahrt« von 1912, das drei Jahre später in einer Prosa-Fassung erschien, versehen mit Bildern von Hans Baluschek.

Mehr als die symbolistische Märchenkunst machen sich auf kinderliterarischem Gebiet nach 1900 Natur-, hierunter insbesondere Tiermärchen und -geschichten, breit. Diese sind dort noch neuromantisch geprägt, wo sie von der Idee einer mystischen Vereinigung aller Lebenden in einem künftigen Reich zehren, wie dies beim späteren (hier nicht dokumentierten) Kyber und bei Waldemar Bonsels der Fall ist, dessen naturmystisch, teilweise auch vitalistisch grundierte, handlungsreiche Erzählung von der »Biene Maja« zu einem Kinderbuchklassiker des 20. Jahrhunderts geworden ist. Neben dieser naturmystischen Tendenz erwächst ein breiter Strom naturkundlicher Märchen und Geschichten, im wesentlichen angeregt durch den dänischen Autor Carl Ewald (1856 bis 1908), dessen Geschichten ab 1901 in deutschsprachigen Auswahlbänden vorliegen. Die darwinistische Ausrichtung

der Ewaldschen Naturmärchen begünstigt deren Rezeption innerhalb der Sozialdemokratie. Die Vielzahl naturkundlicher Märchen und Geschichten, in denen es um das Wechselspiel der Naturkräfte geht, um Aufbau und Zerstörung, Entstehen und Vergehen, Leben und Überleben, kurz: um den Kampf ums Dasein, soll hier durch Hermann Löns' *Otter-Geschichte* repräsentiert sein. – Sind diese beiden Tendenzen für junge Leser von schon fortgeschrittenerem Alter gedacht, so richten sich die Natur- bzw. Tiergeschichten Paula Dehmels und Sophie Reinheimers an Kinder im Vorschul- und ersten Schulalter. Während bei Paula Dehmel eine vergangene Hausgemeinschaft von Mensch und Tier beschworen wird, betreibt Reinheimer mit ihren kinder-tümlichen Personifizierungen von Naturkräften, Pflanzen und Tieren Anschauungsunterricht noch jenseits naturwissenschaftlicher Erklärungsmuster.

Das Märchen ist schließlich eine der bevorzugten Gattungen der im hier dokumentierten Zeitraum sich herausbildenden sozialdemokratischen Kinderliteratur. Anders als die bürgerliche Klasse im 18. Jahrhundert kann das aufstrebende Proletariat des ausgehenden 19. Jahrhunderts es sich nicht leisten, eine der populärsten Erzählgattungen in Bann zu legen. Der sozialdemokratische Zugriff auf das Märchen ist freilich, hierin konträr zum romantischen, ganz und gar auf *Umfunktionierung* bedacht. Das Märchen soll anderen Zwecken dienstbar gemacht werden, sei es dem der sachlichen Belehrung (wie in Fendrichs *»Funkenfee«*), sei es dem der politischen Aufklärung im Sinne der Partei. Im ersten Fall werden oft nur einzelne Märchenelemente wie die Personifizierung von Naturkräften oder die Verlebendigung von Gegenständen auf ganz veräußerlichte Weise aufgegriffen (wobei dann nur noch von einer märchenartigen *Ein- kleidung* die Rede sein kann). Anders verhält es sich bei den politischen Märchen: Die naive Wunscherfüllungsgeschichte soll zu einer sozialen Emanzipationsgeschichte umgeformt

werden. Den Platz der zu besiegenden bösen Mächte nehmen hierbei die Maschine, das Kapital, die Reichen ein; Märchenheld ist nun ein Proletarietkinder als Repräsentant seiner Klasse. Gelegentlich aber mißlingt die intendierte *Umfunktionierung*: Das Märchen, das nur Vehikel sein soll, erweist sich als derart mächtig, daß es die Absichten torpediert. Die intendierte politische Aufklärung droht so auf vertrackte Weise dem Mythos zu erliegen, den sie sich dienstbar machen wollte. An Robert Grötzschs Stück vom *»Eisensfresser«*, das hier stellvertretend für das politische Märchen des Proletariats abgedruckt ist, ließe sich dieses Dilemma veranschaulichen.

RICHARD LEANDER

Träumereien an französischen Kaminen

1871; 10. Aufl. (Prachtausgabe) 1878

[106]

Das bucklige Mädchen

Es war einmal eine Frau, die hatte ein einziges Töchterchen, das war sehr klein und blaß und wohl etwas anders, wie andre Kinder. Denn wenn die Frau mit ihm ausging, blieben oft die Leute stehen, sahen dem Kinde nach und raunten sich etwas zu. Wenn dann das kleine Mädchen seine Mutter fragte, weshalb die Leute es so sonderbar ansähen, entgegnete die Mutter jedesmal: »Weil du ein so wunderhübsches, neues Kleidchen anhast.« Darauf gab sich die Kleine zufrieden. Kamen sie jedoch nach Hause zurück, so nahm die Mutter ihr Töchterchen auf die Arme, küßte es wieder und immer wieder und sagte: »Du lieber, süßer Herzensengel, was soll aus dir werden, wenn ich einmal tod

bin? Kein Mensch weiß es, was du für ein lieber Engel bist; nicht einmal dein Vater!«

Nach einiger Zeit wurde die Mutter plötzlich krank und am neunten Tage starb sie. Da warf sich der Vater des kleinen Mädchens verzweifelt auf das Todtenbett und wollte sich mit seiner Frau begraben lassen. Seine Freunde jedoch redeten ihm zu und trösteten ihn; da ließ er es, und nach einem Jahre nahm er sich eine andere Frau, schöner, jünger und reicher als die erste, aber so gut war sie lange nicht.

Und das kleine Mädchen hatte die ganze Zeit, seit seine Mutter gestorben war, jeden Tag von früh bis Abend in der Stube auf dem Fensterbrett gesessen; denn es fand sich Niemand, der mit ihm ausgehen wollte. Es war noch blässer geworden, und gewachsen war es in dem letzten Jahre gar nicht.

[107] Als nun die neue Mutter in's Haus kam, dachte es: »Jetzt wirst du wieder spazieren gehen, vor die Stadt, im lustigen Sonnenschein auf den hübschen Wegen, an denen die schönen Sträucher und Blumen stehen, und wo die vielen geputzten Menschen sind.« Denn es wohnte in einem kleinen, engen Gäßchen, in welches die Sonne nur selten hineinschien; und wenn man auf dem Fensterbrette saß, sah man nur ein Stückchen blauen Himmel, so groß wie ein Taschentuch. Die neue Mutter ging auch jeden Tag aus, Vormittags und Nachmittags. Dazu zog sie jedes Mal ein wunderschönes buntes Kleid an, viel schöner, als die alte Mutter je eins besessen hatte. Doch das kleine Mädchen nahm sie nie mit sich.

Da faßte sich das letztere endlich ein Herz, und eines Tages bat es sie recht inständig, sie möchte es doch mitnehmen. Allein die neue Mutter schlug es ihr rund ab, indem sie sagte: »Du bist wohl nicht recht gescheidt! Was sollen wohl die Leute denken, wenn ich mich mit dir sehen lasse? Du bist ja ganz bucklig. Bucklige Kinder gehen nie spazieren, die bleiben immer zu Hause.«

Darauf wurde das kleine Mädchen ganz still, und sobald die neue Mutter das Haus verlassen, stellte es sich auf einen Stuhl und besah sich im Spiegel; und wirklich, es war bucklig, sehr bucklig! Da setzte es sich wieder auf sein Fensterbrett und sah hinab auf die Straße, und dachte an seine gute alte Mutter, die es doch jeden Tag mitgenommen hatte. Dann dachte es wieder an seinen Buckel:

»Was nur da drinn ist?« sagte es zu sich selbst, »es muß doch etwas in so einem Buckel drinn sein.«

Und der Sommer verging, und als der Winter kam, war das kleine Mädchen noch blässer und so schwach geworden, daß es sich gar nicht mehr auf das Fensterbrett setzen konnte, sondern stets im Bett liegen mußte. Und als die Schneeglöckchen ihre ersten grünen Spitzchen aus der Erde hervorstreckten, kam eines Nachts die alte gute Mutter zu ihm und erzählte ihm, wie golden und herrlich es im Himmel aussähe.

Am andern Morgen war das kleine Mädchen todt.

»Weine nicht, Mann!« sagte die neue Mutter; »es ist für das arme [108] Kind so am besten.« Und der Mann erwiderte kein Wort, sondern nickte stumm mit dem Kopfe.

Als nun das kleine Mädchen begraben war, kam ein Engel mit großen, weißen Schwanenflügeln vom Himmel herabgeflogen, setzte sich neben das Grab und klopfte daran, als wenn es eine Thüre wäre. Alsbald kam das kleine Mädchen aus dem Grabe hervor, und der Engel erzählte ihm, er sei gekommen, um es zu seiner Mutter in den Himmel zu holen. Da fragte das kleine Mädchen schüchtern, ob denn bucklige Kinder auch in den Himmel kämen. Es könne sich das gar nicht vorstellen, weil es doch im Himmel so schön und vornehm wäre.

Jedoch der Engel erwiderte: »Du gutes, liebes Kind, du bist ja gar nicht mehr bucklig!« und berührte ihm den Rücken mit seiner weißen Hand. Da fiel der alte garstige Buckel ab wie eine große hohle Schale. Und was war darin?

Zwei herrliche, weiße Engelflügel! Die spannte es aus, als

wenn es schon immer fliegen gekonnt hätte, und flog mit dem Engel durch den blitzenden Sonnenschein in den blauen Himmel hinauf. Auf dem höchsten Platze im Himmel aber saß seine gute alte Mutter und breitete ihm die Arme entgegen. Der flog es gerade auf den Schooß.*

* Das Motiv zu diesem Märchen rührt nicht von mir her. Ich kenne es wohl schon seit meiner Kinderzeit, doch weiß ich nicht, wo es her stammt.

JULIUS LOHMEYER (Hrsg.)

Deutsche Jugend

1873-85

[9. Bd., 1877; 177] *Die sieben Hulegeisterchen*

ein Märchen von Victor Blüthgen

Die sieben Hulegeisterchen wohnten in einem großen Schornstein. Am Tage hatten sie tüchtig zu thun; sie saßen dicht beim Feuer und bliesen mit aller Kraft hinein, daß die rothe Gluth hoch aufschlug aus den schwarzen Steinkohlen, und Rauch und Funken an ihnen vorbei in den Schornstein flogen. Die Flammenzungen leckten manchmal voll Aergers zu den Hulegeisterchen hinauf, aber das kümmerte sie so wenig wie der Rauch und die Funken, denn anhaben konnten sie ihnen gar nichts, und sie mußten doch zuletzt die Stube wärmen, wenn es draußen fror, und der Mutter das Mittagessen und den Kaffee kochen helfen.

Wenn es Nacht war, hatte die Arbeit ein Ende und das Vergnügen fing an. Dann fuhren die Hulegeisterchen im Schornstein herauf und herunter, und man konnte hören,

wie sie miteinander schwatzten und lachten. Manchmal piffen sie auch oder brummten wie die Bären, denn sie waren ein spaßhaftes Völkchen. Mit ihrem Schornstein waren sie sehr zufrieden; wenn er auch inwendig ganz schwarz geräuchert war und der Ruß an den Wänden herunter floß, so that das nichts, denn sie wurden nicht schmutzig, wenn sie anstreiften.

»Karlchen, hörst du die Hulegeisterchen?« sagte der Vater, als der kleine Karl im Bette noch immer die Augen nicht zumachen, sondern etwas erzählt haben wollte. »Wenn du nicht schläfst, kommen sie aus dem Ofenloch und blasen das Nachtlicht aus, und dann ist es ganz finster in der Kammer, zum Fürchten finster. Die Mama möchte jetzt zur Ruhe kommen und ich auch.«

»Kommen die Hulegeisterchen auch zur Ruhe, Papa?« fragte der kleine Karl.

»Nein, Herzchen: die armen Dinger müssen immer und immer munter sein, und es ist doch so schön, wenn man schläft. Sei froh, daß du kein Hulegeistchen bist.«

»Sie dauern mich sehr«, sagte der kleine Karl und dachte eine Weile nach.

Da ging es leise durch das Zimmer, das war der Sandmann. Er hatte ein Bläserohr und blies dem kleinen Karl Sand in die Augen, daß er sie nicht mehr offen halten konnte; und nun schlief er richtig ein. —

»Habt ihr's gehört?« sagte eines der Hulegeisterchen im Schornstein. »Wir können keine Ruhe finden. Ich habe noch gar nicht darüber nachgedacht, was Ruhe ist, aber die Menschen sind klug, und die halten sie für etwas herrliches. Wir sind gewiß sehr zu bedauern.«

Nun wurden die sieben Hulegeisterchen traurig; sie piffen nicht mehr und brummten nicht mehr, sondern saßen ganz still unten auf der Asche und ließen die Köpfe hängen. Nach einer Weile sprach ein zweites von ihnen: »Es will mir gar nicht in den Sinn, daß wir immer ohne Ruhe sein müßten. Es wird so schwer nicht sein sie zu finden, wenn der

kleine Mensch das doch kann. Morgen wollen wir aufpassen, wie es gemacht wird, und dann wird es probirt.« Dem stimmten die andern sechs bei, und sie wurden allesamt wieder guten Muthes.

Des andern Nachts lugten sie durch das Loch in der Ofenthür und beobachteten, wie die Eltern mit dem kleinen Karl schlafen gingen. Dann fuhren sie hervor, durchsuchten das Haus, bis sie noch ein [178] leeres Bett gefunden hatten, und schlüpfen alle sieben hinein. Da lagen sie eine Zeit still, bis es einem von ihnen einfiel in die Federdecke zu blasen, und wie da die Federn aufflogen und das Bett sich aufbauchte, fanden die sechs anderen das sehr ergötzlich und bliesen auch mit. »Still«, sagte endlich das eine, »es kommt etwas.«

Was kam? Niemand anders als der Sandmann. Er geht herum und sieht in allen Betten zu, ob jemand darin liegt. Wie der die sieben Hulegeisterchen erblickte, funkelte er sie mit glührothen Augen an und brummte:

»Was wollt ihr sieben im Bette hie?«

Antworteten die Hulegeisterchen:

»Wir hätten gern Ruhe und wissen nicht wie.«

»Ich kann euch nicht dazu verhelfen«, brummte der Sandmann wieder. »Ihr habt Geisteraugen. Es nützt nichts, wenn ich hineinblase.«

»Probiren könntest du's«, sagte das eine der Hulegeisterchen betrübt. »Wir wollen ganz stille halten.« Und sie streckten sich neben einander aus und rissen die Augen auf so weit als sie konnten. Da blies der Sandmann Körner hinein, gleich eine ganze Menge, und nach einer Weile hielt er inne und fragte: »Thut's weh?«

»Ach nein«, antwortete eines der Hulegeisterchen, »es kriecht nicht einmal.«

»Seht ihr's denn, ihr Narren?« murrte der Alte verdrießlich. »Schafft euch Menschaugen an. Euresgleichen braucht keine Ruhe.« Und er schüttelte seine Federkappe, daß

die Flaumflocken herunterflogen, und ging zur Thüre hinaus.

»Es war nichts«, sprachen die Hulegeisterchen und sahen einander voll Traurigkeit an. »Es fehlte bloß, daß wir Menschaugen hätten, dann wäre es gewiß gegangen. Wir wollen nur wieder in den Schornstein zurück.«

Das thaten sie denn auch, aber mit der alten Lustigkeit war es aus. Sie schlichen herum und seufzten, und endlich sprach das eine: »Ich halte es nicht aus vor Sehnsucht. Ich gehe in die weite Welt und will sehen, ob ich nicht auf eine Art Ruhe finden kann. Wer mit will, der komme.« Und damit fuhr es oben zum Schornstein hinaus und die andern ihm nach.

[...] Gegen Morgen kamen sie aus dem Walde heraus und trafen eine Waschfrau, welche Wäsche auf die Leine hing; die gähnte und sprach vor sich hin: »Wenn es doch ein bißchen Wind heute geben wollte, daß es rasch trocknete.«

»Kannst du uns wohl sagen, wie wir Ruhe finden können?« fragten die Hulegeisterchen. »Wir wollen dir die ganze Wäsche trocken blasen.«

»Das wäre so ein Geschäft«, sprach die Waschfrau, »ihr Sausewinde. Erst blast aber, dann sage ich es euch.«

Da strengten sich die Hulegeisterchen an, so sehr sie konnten, und in einer Stunde war alles trocken.

»Ich muß euch loben«, sprach die Waschfrau. »Macht euch nur immer grade aus und fragt den ersten Menschen, dem ihr begegnet, der wird's euch sagen, was ihr wissen wollt.« Damit fing sie an [179] ihre Wäsche zusammenzupacken und kümmerte sich nicht weiter um die armen Dinger.

»Wir wollen sehen, ob es der nächste wirklich weiß«, sagten die Hulegeisterchen. »Vielleicht hat sie doch nicht gelogen.«

[...]

Eines Morgens strichen sie an einem Dorfe hin, das lag an einem Berge. Oben auf dem Berge stand eine Kirche mit knarrendem Göckelhahne auf dem Thurme, und um die

Kirche lagen stille Gräber und Grabkreuze. Unten beim Dorfe aber saß eine alte Frau am Wege und blickte unverwandt [180] und sehnsüchtig hinauf zu dem Kirchhofe. »Ach, lieber Gott«, seufzte sie, »wenn ich doch erst dort oben wäre, hier unten habe ich nichts als Elend und Mühsal, und dort ist die ewige Ruhe. Nur so tief hinein wie möglich, das ist das beste.«

»Hört ihr's?« sprachen die Hulegeisterchen seelenvergnügt unter einander. »Es ist ein Glück, daß wir hierher kamen; und wir werden doch zur Ruhe kommen!«

Sie flogen hinauf, über Blumen und Kränze und durch dunkle Cypressen bis zur Kirche. »So tief hinein wie möglich, das ist das beste«, wiederholte eines der Hulegeisterchen. Sie schwirrten durch ein offenes Fenster in die Kirche, krochen in die Orgelpfeifen und immer weiter bis in den Blasebalg. »So tief hinein wie möglich; nun sind wir drin, tiefer geht es nicht.«

Sie hockten sich zusammen und saßen wohl eine Stunde mäuschenstill. Da fingen über ihnen im Thurme die Glocken an zu läuten, schön und feierlich, und die Menschen zogen in die Kirche, denn es war Sonntag. Zwei Jungen aber kamen an den Blasebalg und stellten sich auf das Trittbret. »Knark«, sagte der Blasebalg, wurde mit einem Male lebendig und schob sich auseinander. »Was thut ihr hier in meinem Bauch?« fragte er die Hulegeisterchen. – »Wir suchen die ewige Ruhe; wenn du kannst, gib sie uns doch.« – »Unsinne«, knarrte der Blasebalg; »auf und zu, auf und zu, – blast, sonst drück' ich euch so platt wie Papier.«

Nun bekamen die Hulegeisterchen Angst und bliesen, und der Cantor spielte die Orgel und die Leute unten in der Kirche sangen dazu. So ging es ein paar mal. Endlich gingen die Leute hinaus und alles war wieder still. Die sieben Hulegeisterchen aber, wie sie sich von ihrem Schrecken erholt hatten, flogen so rasch sie konnten zur Kirche hinaus und weit in den Himmel hinein.

Nach einer Weile begegneten sie einer Seele, die schwebte

still durch die blaue Luft; sie war schön wie ein Engel und hatte die Hände gefaltet, und ihre Augen glänzten tief und friedlich wie ein dunkler See im Walde. »Kommt mit«, sagte sie zu den Hulegeisterchen. »Ach«, sprachen die, »wir sind so unglücklich. Niemand kann uns sagen, wie wir Ruhe finden. Wo willst du uns hinführen?« – »Ich war eine arme, alte Frau«, sagte die Seele. »Nun bin ich erlöst und gehe zur ewigen Ruhe ein. Ich will euch den Weg zeigen.« Und sie schwebte langsam voraus und die Hulegeisterchen folgten ihr, aber nur in der Ferne, so viel Ehrfurcht hatten sie vor ihr. »Das wird wohl die alte Frau gewesen sein, die am Wege saß und zum Berge hinauf sah«, meinte das eine von ihnen.

Es wurde Nacht, und sie sahen die Sterne wie goldene Bälle durch die Luft rollen. Sie konnten endlich auch die Mauer des Himmelsgartens unterscheiden, einen dunklen Streifen; und wie die Seele vor das Thor kam, sprang die Pforte auf und eine Fluth von Licht nahm sie auf, als sie einzog. Dann gab es einen Krach und alles wurde wieder finster. »Wie einzig!« sagten die Hulegeisterchen und nickten einander zu.

Sie kamen vor das Thor, aber es öffnete sich nicht. Sie schwirrten an der dunklen Mauer herum, und die war sehr wunderlich: nicht hart und fest, sondern wie von Luft, und doch ließ sie nichts durch und sie war ganz undurchsichtig. Die Hulegeisterchen flogen in die Höhe, weil sie glaubten, man müsse sie überfliegen können, aber sie wuchs und der Rand war immer hoch über ihnen. Sie glitten endlich wieder hinab und klapperten an der Pforte. Da rief drinnen eine Stimme:

»Was zappelt und rappelt vor meinem Thor?«

Sie antworteten:

»Sieben Hulegeisterchen stehn davor.«

Da rief es wieder:

»Was führt euch zu des Himmels Thür?«

Und die Hulegeisterchen sprachen:

»Wir suchen die ewige Ruhe hier.«
Da that sich die Thür ein wenig auf und die Hulegeisterchen schlüpften hinein. »Ihr armen Schelme«, sagte Sanct Peter, wie er sie erblickte, »ich will euch gerne dazu verhelfen. Kommt!« Und er führte sie ein Stück in den Himmelsgarten. [. . .] [181] In den Blütenkelchen lagen schlummernde Geister; sie träumten nicht, sie ruhten bis zur Auferstehung. Holde Menschengesichter ragten über die Kelchränder, aber auch die Köpfe von Thieren, und sie hatten alle die Augen geschlossen. In den kleinsten Blumen ruhten die Seelchen der Fliegen, Hummeln, Bienen; die Schmetterlinge hatten die Flügel eingeschlagen, wie sie des Abends an den Wiesenblumen hängen. Kein Athem war zu hören, es war alles wie erstarrt.

Es waren auch leere Kelche da, und in sieben davon betteten sich die Hulegeisterchen. »Gute Nacht«, sprach Sanct Peter und ging weg. »Gute Nacht«, sagten die Hulegeisterchen unter einander, und damit schlossen sie die Augen.

Aber das dauerte nicht lange. Bald reckte sich eines empor und sah nach den andern; dann duckte es sich wieder. Und so machten es alle. Endlich saßen alle sieben in ihren Kelchen. »Es geht nicht; ich spüre gar nicht, was Ruhe ist«, wisperte das erste. »Es ist so ängstlich hier, und man hat gar nicht den Muth sich zu rühren. Wir wollen hinaus und den Pförtner fragen, ob es keine andere Art Ruhe giebt.« Und sie schwirrten ganz leise hinaus und kamen zu Sanct Peter.

»Wir können die Ruhe immer noch nicht finden«, sprachen sie, »und wir suchen sie nun so lange schon.«

»Seid ihr denn nicht gestorben? Habt ihr denn keinen Körper an euch gehabt mit Krankheit und Beschwerden? Seid ihr nicht müde geworden vom Leben? Warum sucht ihr Ruhe?«

»Nein«, sagten die Hulegeisterchen, »wir sind nicht gestorben und hatten auch keinen Körper. Aber die Menschen halten die Ruhe für etwas so herrliches!«

»Geht heim«, sprach Sanct Peter und schloß das Thor auf; »Ruhe ist etwas herrliches, aber nur für den Müden.« Die sieben Hulegeisterchen huschten hinaus, und hinter ihnen schloß sich der Himmel. »Hujoh!« schrieten sie und waren wieder ganz lustig. »Es ist nichts mit der Ruhe, denn wir sind noch gar nicht müde gewesen, wir haben keinen Körper dazu.« Damit fuhren sie durch die Luft hinab und rasteten nicht eher als bis sie auf die Erde kamen. Sie haben sich wieder einen Schornstein ausgesucht zur Wohnung, ich weiß aber nicht welchen. Wenn es Nacht ist und das Feuer ruht, dann horche am Ofen, mein Kindchen, vielleicht sind sie gerade zu *euch* gekommen. Wenn du es wispern und brummen und pfeifen hörst, dann weißt du's: das sind die sieben Hulegeisterchen. –

[18. Bd., 1881; 46] *Die grüne Eidechse.*

Ein Märchen. Von Heinrich Seidel

Der große Garten des Pfarrhauses, in welchem ich geboren bin, schloß sich dem Kirchhof an. Dieser war bedeutend höher gelegen und durch eine Mauer aus großen Feldsteinen von dem Garten, der an einer Stelle sich buchtartig dort hinanzog, abgegrenzt. Den abgelegenen Winkel, welcher sich dadurch bildete, nannten wir die Kapellen-Ecke, weil an dieser Stelle auf dem drüber liegenden Kirchhofe zwischen Busch und Baum die gräfliche Grab-Kapelle gelegen war. Dieser versteckte Ort war mein Lieblingsspielplatz, denn selten kam jemand in diese abgeschiedene Einsamkeit; in dem Buschwerk, welches dort wucherte, konnte ich ungestört meine Hütten bauen und geheime Vorratskammern anlegen, in welche ich wie ein Eichhörnchen Nüsse und Obst zusammentrug. Wenn aber die Sonne schien und auf die große Feldsteinmauer ihre Strahlen sendete, da konnte ich stundenlang auf der Lauer liegen, ob sich die grüne

Eidechse nicht zeigen würde. Damit hatte es folgende Bewandtnis. Unser früheres Dienstmädchen, welches jetzt im Dorfe verheiratet war, hatte mir erzählt, sie sei in der Mittagsstunde einmal in die Kapellen-Ecke gekommen, da habe ein schöner blauer Vogel auf einem Aste gesessen und immer gerufen: »S'is Zeit! S'is Zeit!« Als sie nun hinzugegangen wäre, um ihn näher zu sehen, da habe der Vogel ganz deutlich gelacht wie ein kleines Kind und sei fortgeflogen. Ihr sei ganz sonderlich dabei zu Mute geworden, es sei in dieser Ecke niemals recht richtig gewesen, aber sie habe wieder Mut gefaßt, da man sich am hellen Mittag doch nicht fürchten dürfe, – doch plötzlich sei in der Mauer etwas blitzendes gewesen, das ordentlich Funken in ihre Augen geworfen habe. »Und da«, fuhr sie fort, »saß denn in einer Mauerfuge eine große grüne Eidechse, die trug eine feine goldene Krone, aus welcher die Sonne förmlich Feuer zog. Als ich das Tier nun starr ansah und vor Verwunderung große Augen machte, da stellte es sich ganz hoch auf seine Vorderbeine und machte mir schnell drei ordentliche Diener, wobei das Krönchen jedesmal einen Funkenblitz warf, und witsch! war es weg, und in der Mauer fing es an mit feinen Stimmen zu kichern und zu lachen, als wenn die Mäuse pfeifen. Aus der Ferne hörte ich noch einmal den Vogel rufen, aber nun klang es wie: »Vorbei! Vorbei!« Mir lief es kalt den Rücken hinunter, und die Hacken wurden mir lang, so daß ich mich schnell davon machte und nicht eher zur Ruhe kam, als bis ich in meiner Kammer war.«

Diese Erzählung hatte einen unvergeßlichen Eindruck auf mich gemacht, und ich hätte alles darum gegeben, ebenfalls dieses wunderbaren Tieres ansichtig zu werden. Zwar hatte mein Vater über die Geschichte gelacht und mich belehrt, daß grüne Eidechsen in unserer Gegend gar nicht vorkämen, und nun gar solche mit goldenen Krönen und dergleichen besonderen Angewohnheiten, und hatte gemeint, die gute Trina hätte wohl einmal bei hellem Tage und mit offenen Augen geträumt, allein trotzdem konnte ich noch im-

mer die Hoffnung nicht aufgeben, desselben Glückes teilhaftig zu werden, und ward nicht müde mich immer wieder auf die Lauer zu legen und die Fugen und Ritzen der Mauer mit wachsamem Auge zu mustern; allein immer war es vergebens gewesen. Jedoch eines Tages im Juli, als die Sonne gegen die Mittagszeit mit besonderer Glut vom Himmel strahlte, befand ich mich an einem ganz entgegengesetzten Teile des Garten, wo er an das Feld angrenzte, und war, bewogen durch den seltsamen Ruf eines mir unbekanntes Vogels, auf den Zaun geklettert und schaute in die schwerreifen Kornfelder hinaus. Der leichte Wind brachte ein leises Wiegen und Flüstern der Halme hervor, und weiterhin stand mitten im Felde ein Busch mit schwankenden Zweigen, auf dessen höchster Spitze der fremde Vogel hin und her geschaukelt wurde. Es lag etwas merkwürdig Herausforderndes und die Aufmerksamkeit Erweckendes in dem unablässig wiederholten Rufe dieses Tieres, so daß man sich unwillkürlich veranlaßt fühlte, sich nach seinen Wünschen zu erkundigen. Plötzlich erhob sich der Vogel, schoß in ruckweisem Fluge durch die Luft und setzte sich auf einen Baum, der über mich hin seine Zweige streckte. Mich dünkte, es ginge ganz besonders mich an, was er unausgesetzt rief, nur konnte ich keinen Sinn damit verbinden. Dann setzte er seinen Flug fort, quer durch den Garten, immer rufend und [47] lockend, so daß ich wie durch einen inneren Zwang veranlaßt wurde, ihm zu folgen, bis ich schließlich in der Kapellen-Ecke anlangte. Dort saß er auf einem der Bäume, welche die Kapelle umgaben, im Sonnenschein, und ich sah, daß ein blauer Schimmer von ihm ausging, und ich verstand plötzlich seinen Ruf: »S'is Zeit! S'is Zeit!« Und weiter flog er von Wipfel zu Wipfel, bis sein Ruf in der Ferne verklang. Unwillkürlich fielen meine Blicke auf die Kirchhofsmauer, allein so sehr ich auch spähte und meine Augen umgehen ließ – ich vermochte nichts zu entdecken.

[...]

Mich überkam die Empfindung: wenn ein Geheimnis in dieser Mauer verborgen war, so mußte es sich heute lösen; ich setzte mich geduldig in den Sand und verwendete kein Auge von ihr. So mochte ich wohl eine viertel Stunde gewartet haben, da ging ein Singen und ein Klingen in der Luft an, das mich fast in Verwundrung setzte. Unten in der Tiefe war es ganz windstill, während oben ein leichter Sommerhauch die Wipfel der Bäume regte und auf den leicht bewegten Zweigen gleichsam wie auf Harfensaiten spielte, während allerlei süße klagende Stimmen in der Luft entstanden und verschwebten und aus der Ferne ein sanftes sehnsüchtiges Rufen zu kommen schien. Es schwoll an und dämpfte sich wieder in einer müden traumseligen Weise, wie wenn eine Mutter ihr Kind leise in Schlaf singt, und plötzlich tönte ein dumpfes Dröhnen hindurch und wiederholte sich taktmäßig zwölfmal. Es war die Kirchenuhr, welche die Mittagsstunde schlug, allein obgleich dies ganz in der Nähe war, klang es doch traumhaft und gedämpft wie aus weiter Ferne. Als der letzte Schlag verhallt war, blieb nur ein leises singendes Sieden in der Luft, sonst war es ganz still.

Warum war es plötzlich so hell vor meinen Augen? Es brannte dort in der Mauer – jetzt flammte und blitzte es stärker auf – wie kam das Feuer dorthin? –

Es war ja kein Feuer, es war der Sonnen-[48]schein, welcher auf einer kleinen goldenen Krone blitzte, die auf dem Kopfe einer grünen Eidechse saß. Nun war meine Sehnsucht doch erfüllt, das schöne goldgrüne Tier, dessen Seiten lasurblau schimmerten, saß dort am Eingang seiner Höhle und schaute mit den klugen goldenen Augen auf mich hin. Aber als ich das Wunderding nun unverwandt anstarrte, da war es mir, als wiche es immer weiter in die Ferne zurück; vor meinen Augen fing es an, gar seltsam zu schwimmen und zu fließen in grüngoldigem Schimmer, wie wenn man in sonndurchglanztes Gezweige schaut; dieses Geleuchte nahm allmählich Form und Gestalt an, und dann sah ich

wohl, es war keine Eidechse mehr, sondern die kleine Ella, die Tochter jener jungen Gräfin, welche dort oben in der Grabkapelle so einsam in ihrem Sarge lag. Das Mädchen trug ein goldgrünes blauschillerndes Kleid und silberne Schuhe, und ein goldenes Krönchen blitzte in seinem dunklen Haar. Aber es war doch nicht die kleine Ella, denn deren Augen waren dunkelblau, und diese da hatte seltsame goldene Augen wie eine Eidechse.

Mit einemmale sagte sie, indem sie auf die Mauer zeigte: »Kommst du mit hinein?« Ich wunderte mich, wie das geschehen sollte, da doch die Spalte eben nur einer Eidechse oder einer Maus durchzuschlüpfen erlaubte; allein in dem Augenblick trat das Mädchen bei Seite, und ich sah eine dunkle Öffnung in der Mauer gleich dem Eingang einer kleinen Höhle.

Da es mir unmöglich schien, diesem wunderbaren Mädchen etwas abzuschlagen, so sagte ich: »Ja«; das Kind ergriff meine Hand und zog mich hinter sich her in den engen Raum, wo es kühl und finster war. Von dieser Berührung ging ein seltsamer Schauer durch meinen Körper, denn die feine schmale Hand war kalt wie der Tod.

»Du bist doch nicht die kleine Ella!« sagte ich.

»Ich bin, wer ich bin«, sagte sie; »die kleine Ella sitzt auf dem Schloß und ißt Rosenbonbons.«

Ich dachte, ich säße am liebsten bei ihr, um ihr zu helfen, denn es war schauerlich, immer weiter in diesen dunklen feuchten Gang hinein zu tappeln. Zugleich fiel mir ein, daß wir uns bald in dem Bereich der Kapelle befinden mußten, und indem sah ich auch schon einen schwachen Lichtschimmer vor mir glimmen.

»Wohin führst du mich?« fragte ich das seltsame Wesen.

»Das wirst du sehn«, antwortete das Mädchen, »und es wird sich zeigen, ob du die That vermagst!«

Dann ward es ganz hell vor uns, und wir traten in einen schwarz ausgeschlagenen Raum, in welchem eine Menge Wachslichter auf silbernen Leuchtern brannten. In der Mitte

stand auf einem düsteren Unterbau ein offener Sarg mit silbernen Zieraten, und darin lag die schöne junge Gräfin, ganz wie ich sie damals gesehen, als sie im Schlosse zum letztenmal ausgestellt war. Sie trug ein Kleid von weißem Atlas mit silbernen Spitzen, und ihre schmalen Hände, welche noch weißer schimmerten als die Seide, waren still über der Brust gefaltet. Zu beiden Seiten über die Schultern hinweg lagen die schweren Zöpfe ihres dunkeln Haares, und die Wimpern ihrer geschlossenen Augen schatteten über die wachsbleichen Wangen des friedlich schlafenden Angeichts. Es war, als seien die langen Jahre über sie hinweggegangen wie eine kurze Nacht.

Es war totenstill in dem Raume, selbst die Lichter knisternten nicht und standen mit gleichsam versteinerten Flammen ruhig da – nur von Ferne kam ein leises getragenes Tönen wie gedämpfter Orgelklang.

Endlich wagte ich zu flüstern: »Ich dachte, sie läge oben in der Kapelle in dem geschlossenen Sarge.«

»Der Sarg ist leer«, sagte das Mädchen, »sie liegt hier unten schon lange Jahre und schläft. Sie ist nur verzaubert, und der Tod hat noch keine Macht über sie. Jetzt ist die Stunde, da sie erlöst werden kann.« Dann deutete sie nach oben und fuhr fort: »Hörst du es wohl pochen und scharren?«

Ich horchte und vernahm deutlich ein Geräusch, wie es ein Pferd hervorbringt, wenn es auf den Boden stampft und mit den Hufen kratzt.

»Es ist der silberweiße Schimmel«, sagte das Mädchen. »Er steht und wartet, daß sie kommen soll. Wenn sie erlöst ist, wird sie ihn besteigen und wieder auf das Schloß reiten, und es wird von neuem Hochzeit sein.«

»Wie mag das geschehen?« fragte ich.

»Es steht in deiner Hand«, sprach das Mädchen. »Die Stunde ist da. Wenn du es vermagst, sie zu küssen, so muß der Zauber von ihr weichen.«

Mich dünkte diese That leicht zu vollbringen; entschlossen

stieg ich die Stufen zum Sarge empor und blickte auf das schöne schlafende Antlitz. Mir war es, als breite sich in diesem Augenblick ein sanfter rosiger Schein darüber hin, und aus der Ferne kam ein dumpfes Rollen wie ein leiser Donner. Aber wie geschah mir, als ich mich über sie hinbeugte und den bleichen Mund zu küssen versuchte? Ein kalter durchdringender Eiseshauch wehte mir entgegen und rieselte durch meine Glieder und ließ [49] mir das Herz in der Brust erstarren. Mich schauderte bis in die tiefste Seele hinein, und voll Entsetzen trat ich einen Schritt zurück.

»Mut! Mut!« rief das grüne Mädchen. »Die Zeit verrinnt!«

Aber ein gewaltiges Grauen vor dem eisigen Anhauch des Todes war über mich gekommen; ich taumelte zurück die Stufen hinab und rief: »Ich vermag es nicht.«

Eine kurze Stille folgte, durch nichts unterbrochen, als einen leisen schmerzlichen Seufzer, der – ich wußte nicht woher – den Raum durchwehte.

»Weh! Weh!« rief dann das Mädchen mit klagender Stimme. »Vorbei! Vorbei!«

Dann geschah ein langhallender Donner, und der Sarg und die Lichter versanken in die Tiefe, so daß nur die schwarze Finsternis übrig blieb. Ich fühlte mich am Arm ergriffen und geschoben und hörte die Stimme des kleinen Mädchens, welches rief:

»Fort! ehe es zu spät wird, ehe die Höhle sich verschließt! Fort! Die Zeit ist um!«

Ich tappte fort durch den engen Raum, allein es war, als wenn unter dem krachenden Rollen des Donners die Erde sich zusammenzöge, denn die Wände rückten näher, und es ward enger und enger, indes von der Decke das Wasser reichlich herabrieselte. Schon fühlte ich die feuchte Erde auf beiden Seiten und mit furchtbarer Angst ward mir klar, daß ich fest saß und vergeblich fort zu kommen versuchte. Der entsetzliche Druck auf meiner Brust ward stärker und be-

nahm mir den Atem, vor meinen Augen flammte es plötzlich wie lauter Feuer, ich fühlte einen dumpfen Schlag gegen meine Stirn und verlor die Besinnung. —

Als ich wieder zu mir kam, war meine erste Empfindung, daß der Regen auf mich herabströmte und daß ein furchtbares langanhaltendes Getöse in den Lüften war. Als dies nachließ, kam mir die dumpfe Vorstellung, es möchte wohl ein Donner gewesen sein, und als ich mich aufrichtete, ward ich gewahr, daß ich zusammengekrümmt mit dem Kopf gegen die Mauer in der Kapellen-Ecke gelegen hatte. Der Regen strömte unablässig herab, dagegen schien die Macht des Gewitters gebrochen zu sein, und nur ein fernes grollendes Rumoren war noch vernehmlich.

Ganz verwirrt und halb betäubt stand ich auf und taumelte durch den rauschenden Regen auf das Haus zu. Das ganze Erlebnis mit der grünen Eidechse erschien mir wie ein phantastischer Traum, und doch stand mir alles so wirklich vor Augen, daß ich kaum daran zu zweifeln vermochte. Allein eine seltsame Scheu und die Furcht, keinen Glauben zu finden, hielt mich davon ab, zu irgend jemand davon zu sprechen, und ich bewahrte dies alles wie ein Geheimnis in verschwiegener Brust bis auf den heutigen Tag. Die grüne Eidechse aber sah ich niemals wieder.

ERNST BRAUSEWETTER (Hrsg.)

Knecht Ruprecht

1900

[II,30] *Das Märchen vom Maulwurf*

Von Richard Dehmel

Vor vielen tausend Jahren, als die Menschen noch keine Kleider trugen, lebte mitten in der Erde ein Zwerg, so tief unten, daß kein Mensch etwas von ihm wußte. Und er selber wußte von den Menschen auch nichts, denn er hatte sehr viel zu thun. Er war ein König über andere Zwerge, und schon fünf mächtige Höhlen hatte er sich ausputzen lassen, und war ganz alt und grämlich dabei geworden, so viel hatte er zu befehlen.

Es war aber nicht dunkel da unten in den Höhlen, sondern eine glänzte immer bunter, als die andre, soviel Diamanten und Opale hatte das Zwergvolk drin aufgebaut, und die Wände waren von blankem Krystall, jede in einer besonderen Farbe. Und da saß nun der König der Zwerge, in seinem Mantel von schwarzem Sammet, auf einem großen grünen Smaragdstein, und faßte sich an seine spitze Nase und überlegte mit seinen alten Fingern, ob auch alles hell genug wäre. Er fand es aber durchaus nicht hell genug.

Da machten ihm die andern Zwerge noch eine sechste Höhle zurecht mit Wänden von lauter Rubinen, die wie ein einziges Feuer glühten, und das dauerte tausend Jahre; aber er fand auch das noch nicht hell genug. Als er nun immer trauriger wurde in seinem schwarzen Sammetmantel, kamen die andern alle zusammen, und die jüngsten sagten zu den alten: kommt, laßt uns eine *blaue* Höhle machen!

Dafür wären sie beinahe totgeschimpft worden, denn bis dahin hatte das Zwergvolk die blaue Farbe nicht leiden

können. Weil aber alle andern Farben in den sechs Höhlen schon durchprobiert waren, sagten endlich auch die ältesten Zwerge ja und gaben den jungen die Hände. Dann gingen alle an die Arbeit und putzten heimlich eine siebente Höhle aus, mit Wänden von echten Türkisen, die so hell und blau, wie der Himmel waren, und das dauerte wieder tausend Jahre.

Die gefiel nun dem Könige wirklich, und der allerälteste Zwerg, der fast so alt war, wie der König selbst, schoß vor Verwunderung einen Purzelbaum. Darauf trugen sie feierlich den großen Smaragdstein in die neue Höhle, und der König setzte sich auf ihn und freute sich, wie schön sein schwarzer Sammetmantel zu den hellblauen Wänden paßte. [32] Nachdem er aber fünfhundert Jahre so gesessen hatte, fand er auch das nicht mehr hell genug; er wurde trauriger als je zuvor und seine Nase immer spitzer.

Fünfhundert Jahre saß er noch und überlegte seinen Kummer, sodaß er schon ganz fett zu werden anfang. Endlich ertrug er das nicht länger und ließ sich die jüngsten Zwerge kommen und sagte: macht mir eine Höhle, die ein Licht hat, wie alle Farben in eine verschmolzen! Das aber verstanden auch die allerjüngsten nicht und glaubten, ihr König sei verrückt geworden.

Da beschloß er, sie zu verlassen und selbst nach seinem hellen Lichte zu suchen. Er stieg herunter von seinem Smaragdstein und schnitt den schwarzen Sammetmantel etwas kürzer, sodaß er Hände und Füße frei bewegen konnte und fing an zu graben. Weil aber unten in der Erde die anderen schon alles abgesucht hatten, so meinte er, das Licht, wonach er solche Sehnsucht hatte, müsse wohl weiter oben liegen und grub sich in die Höhe; und weil das Zwergvolk damals den Spaten noch nicht erfunden hatte, so mußte er die Finger zum Wühlen nehmen. Das that ihm nun sehr weh, denn er war das nicht gewohnt; aber er hatte solche Sehnsucht nach dem Licht.

Dreitausend Jahre wühlte der König der Zwerge und grub sich höher und höher hinauf. Die Haut um seine Finger war

schon ganz dünn davon geworden, sodaß die kleinen Hände ganz rosarot aus seinem schwarzen Sammetmantel guckten; aber immer sah er das Licht noch nicht. Nur tief von unten schimmerte noch ein blaues Pünktchen zu ihm herauf, aus seiner siebenten Höhle her; aber um ihn und über ihm war alles schwarz. Auch etwas magerer war er geworden, und die Nase noch spitzer.

Da überlegte er, ob er nicht lieber zu seinem Volke zurückkehren sollte; aber er fürchtete, dann würden sie ihn absetzen und wirklich in ein Irrenhaus sperren. Also ging er aufs neue an die Arbeit mit seinen rosaroten Zwerg Händen, und grub nochmals dreitausend Jahre lang, und es wurde immer dunkler um ihn her, bis schließlich auch das blaßblaue Pünktchen tief unten hinter ihm verschwand. Als er nun gar nichts mehr sehen konnte, hörte er auf zu wühlen und sprang in die Höhe und wollte sich [34] den Kopf einstoßen, so furchtbar traurig war ihm zu Mute.

Da ging auf einmal die Erde entzwei über ihm, und er schrie laut auf vor Entzücken und schloß die Augen vor hellem Schmerz, so viele Farben gab es da oben, als ob ihn tausend bunte Messer stächen, bis ins Herz. Denn hoch im Blauen über der Erde, viel höher, als er gegraben hatte, so hell, wie alle Farben in eine verschmolzen, stand eine große, strahlende Kugel, und alles war Ein Licht.

Als er es aber ansehen wollte und seine Augen wieder aufschlug, da war er blind geworden und fiel auf die Stirn. Und er fühlte, wie schwach sein Königsherz war, und wie sein schwarzer Mantel vor Schreck mit ihm zusammenwuchs, und daß er kleiner und kleiner wurde und seine Nase immer spitzer, und plötzlich rutschte er zurück in die Erde.

Seit dem Tage giebt es Maulwürfe hier oben, und darum haben sie ein schwarzes Sammetfell und rosarote Zwerg Hände und sind blind. Und manchmal, wenn die Sonne recht kräftig scheint, dann werfen sie ein Häufchen Erde hoch und stecken die spitze Nase in die Luft, vor Sehnsucht nach dem Licht.

MANFRED KYBER

Drei Waldmärchen

1903

[7]

Maimärchen.

Es war einmal ein Maikäfer, der war wie alle Maikäfer im Mai auf die Welt gekommen, und die Sonne hatte dazu geschienen, so hell und so goldlicht, wie sie nur einmal im Jahre scheint, wenn die Maikäfer auf die Welt kommen. Dem Maikäfer aber war's einerlei: »Das Sonnengold kann man nicht fressen«, sagte er sich, »also was geht's mich an!« Dann zählte er seine Beine, erst links und dann rechts und addierte sie zusammen. Das schien ihn befriedigt zu haben, und nun überlegte er, ob er einen Versuch machen sollte, sich fortzubewegen, oder ob das zu anstrengend wäre. Er dachte drei Stunden darüber nach, dann zählte er noch einmal seine Beine und fing an, sich langsam vorwärtszuschieben, möglichst langsam natürlich, um sich nicht zu überanstrengen. Bequemlichkeit war ihm die Hauptsache. Da stieß er plötzlich an was Weiches, an etwas, [8] was so weich war, daß er sich's unbedingt ansehen mußte. Es lag im Grase und sah aus wie eine schwarze Samtweste, hatte vier kleine Schaufeln und keine Augen. Den Maikäfer, der noch keinen Maulwurf gesehen hatte, interessierte das falbelhaft, er überzählte noch schnell einmal seine Beine und dann ging's mit wütendem Eifer mitten in die schwarze Samtweste hinein. Der Maulwurf fuhr empört auf: »Sind Sie verrückt?« schrie er den Maikäfer an, »so eine Rücksichtslosigkeit!« Der Maikäfer lachte. Es war zu komisch, wie sich die Samtweste aufregte. »Wissen Sie«, sagte er vorlaut, »wenn man aus nichts weiter besteht, als aus einer Samtweste und vier kleinen Schaufeln und auch keine Augen hat, soll man lieber ruhig sein.« – »Reden Sie nicht so blödes Zeug«, kreischte

der Maulwurf, atemlos vor Wut, »Sie sind ein ganz verrohtes Subjekt!« Und damit kroch er in die Erde, der Maikäfer aber setzte angenehm angeregt und erheitert seinen Weg fort. Schließlich, als es Abend wurde, kam er an einen Teich, da saß ein großer alter Frosch auf einem Stein, ganz grün und ganz feucht, der las beim Mondlicht die Zeitung, das »Allgemeine Sumpf-[9]blatt«. Den frechen Maikäfer reizte der breite Rücken des vertieften Lesers und er kitzelte ihn ganz leise und boshaft mit den Fühlhörnern. Der Frosch fuhr mit seinen langen Fingern herum und kratzte sich, ohne von der Zeitung aufzusehen, denn das »Allgemeine Sumpfblatt« ist sehr lehrreich und sehr schön geschrieben, und dabei läßt man sich nicht gerne stören. Aber der Maikäfer kitzelte beharrlich weiter, bis der Frosch sich schließlich geärgert umdrehte und den Störfried vorwurfsvoll betrachtete. Da er aber alle Tage das »Allgemeine Sumpfblatt« las und also sehr gebildet war, so erkannte er in dem respektlosen Wesen sofort einen Maikäfer. »Heut' ist der erste Mai«, sagte er ruhig, »es steht in der Zeitung, da kommen diese merkwürdigen Geschöpfe. Dagegen läßt sich nichts machen.« Und dann las er weiter und kratzte sich geduldig, wenn ihn der Maikäfer kitzelte. Der arme Frosch hätte sich noch lange kratzen müssen, wenn der Maikäfer nicht plötzlich was gehört hätte, was ihm noch übers Kitzeln ging; es klang, als ob's mit vielen feinen Stimmchen singt, und das war ein Elfenreigen: viele kleine Elfchen in weißen Hemdchen und mit gold-[10]nen Krönlein im goldnen Haar hatten sich bei den Händen gefaßt und schlangen den Ringelreih'n und sangen dazu. Der Frosch sah garnicht hin, das stand ja alles im »Allgemeinen Sumpfblatt« unter »Lokaless«, aber der Maikäfer kannte sowas nicht und kroch, so schnell er konnte, um sich das Seltsame zu betrachten, was so seltsam mit vielen feinen Stimmchen sang. Die Elfen flohen entsetzt auseinander, nur eine blieb stehen und sah sich den komischen Gesellen an. »Du hast ja sechs Beine!« rief sie, »du bist gewiß ein verwunschener Prinz, und ich warte

schon so lange auf einen, um ihm mein Krönlein zu schenken.« Der Maikäfer sah auf seine sechs Beine, bewegte verlegen die Fühlhörner und sagte nichts. »Es ist ganz gewiß ein verwunschener Prinz«, dachte das Elfchen, »er hat doch sechs Beine und sagt nichts!« Und dann fragte es ihn: »Willst du mich heiraten?« Der Maikäfer verstand nur, daß er gefragt wurde, ob er was wolle, und da sagte er: »Fressen will ich«, und legte sich auf den Rücken. »Er muß sehr stark verwunschen sein!« dachte das Elfchen und gab ihm zu essen, lauter schöne Sachen, wie man sie nur im Elfen-[11]reich hat. Als er satt war, setzte sich das Elfchen neben ihn und beschloss, geduldig zu warten, bis sich der verwunschene Prinz entpuppt. Und als die Glockenblumen Mitternacht läuteten, da dachte das Elfchen, jetzt müßte es sein, und wollte ihm sein Krönlein schenken; aber der Maikäfer hörte weder die blauen Glockenblumen noch sah er das goldene Krönlein, er lag auf dem Rücken und schlief. Das war so schrecklich langweilig, und so ging's alle Tage und Nächte weiter, er fraß gräßlich viel, und wenn die Glockenblumen läuteten, schlief er ein – und das arme Elfchen wartete und wartete. Da, eines Nachts, geschah etwas Wunderbares: der Maikäfer rührte sich, streckte seine sechs Beine, bewegte die Fühlhörner und bekam plötzlich Flügel. »Jetzt entpuppt sich der verwunschene Prinz«, dachte das Elfchen und freute sich furchtbar. Und grad' wie es sich so furchtbar freute – flog der Maikäfer davon und zerbrach noch dabei mit seinen plumpen Beinen das goldene Krönlein, daß es in tausend Scherben ging. Die Elfenkrönlein sind ja so zerbrechlich! Da saß nun das arme Elfchen und hatte keinen verwunschenen [12] Prinzen bekommen und hatte auch kein Krönlein mehr, es ihm zu schenken – und so stützte es das Gesichtchen in die Hände und weinte bitterlich. Das klang so traurig, daß der Frosch vom »Allgemeinen Sumpfbblatt« aufsaß und sich das Elfchen mitleidig betrachtete. »Ja, ja«, sagte er seufzend, »heut' ist der letzte Mai, es steht in der Zeitung, da gehen diese merkwürdigen Geschöpfe wieder.

Dagegen läßt sich nichts machen.« Und dann schlug er nachdenklich eine Seite um – das Umblättern ist für einen Frosch sehr leicht, weil er so feuchte Finger hat – und las weiter. Auch der Maulwurf kam aus der Erde heraus und sagte: »Es war ein ganz verrohtes Subjekt!« – In Wirklichkeit aber war der Maikäfer weder ein verrohtes Subjekt, noch ein verwunschener Prinz, sondern eben nur ein ganz gewöhnlicher Maikäfer, und von dem soll ein Elfenkind keine Märchen erwarten und soll ihm sein Krönlein nicht schenken. – Und was aus dem Elfchen wurde? Das hat der liebe Gott in den Himmel geholt und hat ein Englein draus gemacht mit zwei kleinen Flügeln und hat ihm einen Heiligenschein für das zerbrochene Krönlein gegeben.

RICHARD DEHMELE (Hrsg.)

Der Buntscheck

1904

[35] *Zwei sonderbare Geschichten vom Sterben.*

Die Magd.

Eine reiche Dame hatte eine Magd, die mußte das Kind hüten. Das Kind war so zart wie Mondstrahlen, so rein wie frisch gefallener Schnee und so lieb wie die Sonne. Die Magd hatte es lieb wie Mond, wie Sonne, fast wie ihren lieben Gott selbst. Aber da ging das Kind einmal verloren, man wußte nicht wie, und da suchte es die Magd, suchte es in der ganzen Welt, in allen Städten und Ländern, sogar in Persien. Dort in Persien kam die Magd eines Nachts vor einen finstern hohen Turm, der stand an einem breiten, dun-

keln Strom. Hoch oben aber im Turm brannte ein rotes Licht, und dieses Licht fragte die treue Magd: Kannst du mir nicht sagen, wo mein Kind ist? es ist verloren gegangen, ich suche es nun schon zehn Jahre! – So suche noch weitere zehn Jahre! antwortete das Licht und erlosch. Da suchte die Magd weitere zehn Jahre lang nach dem Kind, in allen Gegenden und Umgehenden der Erde, sogar in Frankreich. In Frankreich ist eine große prächtige Stadt, die heißt Paris, zu der kam sie. Da stand sie eines Abends vor einem schönen Garten, weinte, daß sie das Kind nicht zu finden vermochte, und nahm ihr rotes Schnupftuch hervor, um ihre Augen damit abzuwischen. Da ging der Garten plötzlich auf, und ihr Kind trat heraus. Da sah sie es, und da starb sie vor Freude. Warum starb sie? Hat das denn etwas genützt? Sie war aber schon alt und konnte nicht mehr so viel vertragen. Das Kind ist jetzt eine große, schöne Dame. Wenn du ihr beegnest, so grüße sie doch von mir.

Der Mann mit dem Kürbiskopf.

Es war einmal ein Mann, der hatte statt eines Kopfes einen hohlen Kürbis auf den Schultern. Damit konnte er nicht weit kommen. Und doch wollte er der Vorderste sein! So einer! – Als Zunge hatte er ein Eichblatt aus dem Munde hängen, und die Zähne waren nur mit dem Messer ausgeschnitzt. Statt der Augen hatte er bloß zwei runde Löcher. Hinter den Löchern flackten zwei Kerzenstümpchen. Das waren die Augen. Damit konnte er nicht weit sehen. Und doch sagte er, er habe die besten Augen, der Praher! – Auf dem Kopf hatte er einen hohen Hut; den zog er ab, wenn jemand zu ihm redete, so höflich war er. Da ging der Mann einmal spazieren. Doch der Wind blies so heftig, daß die Augen ausloschen. Da wollte er sie wieder anzünden; aber er hatte keine Zündhölzchen. Er fing an zu weinen mit seinen Kerzenrestchen, weil er den Weg nach Hause nicht mehr finden konnte. Da saß er nun, nahm den Kürbiskopf

zwischen seine beiden Hände und wünschte zu sterben. Aber das Sterben ging ihm nicht so leicht. Es kam vorher noch ein Maikäfer und fraß ihm das Eichblatt vom Munde weg. Es kam vorher noch ein Vogel und pickte ein Loch in seinen Kürbisschädel. Es kam vorher noch ein Kind und nahm ihm beide Kerzenstümpchen weg. Da konnte er sterben. Noch frißt der Käfer am Blatt, noch pickt der Vogel, und das Kind spielt mit den Kerzchen.

[Robert Walser]

OTTO JULIUS BIERBAUM

Zäpfel Kerns Abenteuer

1905

[1] Der alte Meister Gottlieb, der in seinem Leben schon so viele Tische, Stühle, Schränke, Laden, Kommoden, Bettstellen gemacht hatte, daß man das ganze Schloß des Kaisers damit hätte vollstellen können, saß vor seiner Werkstatt und rauchte seine Pfeife. Denn es war Feierabend und sein Tagewerk getan.

Da klopfte es an die Türe, und ein kleines, buckliges Männchen trat herein, das einen langen weißen [2] Bart und so hellblaue Augen hatte, daß man glauben konnte, es hätte zwei Stücke vom Himmel im Gesichte.

[...]

»Was? Ich soll kein Tischbein aus dem Stück Tannenholz machen können?« rief Meister Gottlieb ärgerlich aus; »als ob es das erste Tischbein wäre, das bei mir bestellt worden ist! Das wäre noch schöner! Zeig' mal her!«

Das Männchen schob ihm das Stück Holz mit einem sonderbaren Lächeln hin, und Meister Gottlieb betrachtete es aufmerksam. Es war ein armdickes Stück Tannenholz, etwa

von der Höhe eines kleinen Jungen von fünf Jahren, und Meister Pflaume erkannte sofort, daß es von einem jungen Tannenstämmchen herrührte. Wo [3] es oben und unten abgèsägt war, quoll gelbes Harz heraus, das frisch wie Wald roch, und rund herum saß feste braune Rinde.

»Aus dem Stücke kann ein Lehrbub ein Tischbein machen«, murmelte der Meister.

»Na, na«, sagte das Männchen, »wenn du dich nur nicht irrst!«

Da wurde aber Meister Pflaume wild und rief: »Potz Hobel und Sägespäñ! In einer Viertelstunde ist das Tischbein fertig, und wenn's gleich schon Feierabend ist. Du kannst darauf warten.«

Aber das Männchen zog seine langen grauen Brauen hoch, zwinkerte dann mit den Augen, wackelte mit seinem großen Kopf hin und her und sprach: »So viel Zeit habe ich nicht, Meister Pflaume! Ich muß heute *abend* noch in den Wald zurück. Meine Kinder erwarten mich. Das da heißt Zäpfel Kern.«

»Was heißt Zäpfel Kern?« fragte erstaunt Meister Gottlieb.

»Das Kind da«, antwortete der Alte.

»Was für ein Kind?«

»Das hölzerne da, aus dem du dir einbildest, ein Tischbein machen zu können.«

[...]

[4] »Es heißt Zäpfel Kern, weil es aus einem Tannenzapfen oder genauer aus einem Kern in einem Tannenzapfen gekommen ist. Aus einem Kerne voller *Leben*, Meister Pflaume! Pass' nur auf! du wirst es schon merken! – Und nun leb' wohl! Und viel Glück!«

Sprach's und war mit einem Male verschwunden.

[...]

[6] Wie Meister Pflaume so auf dem Erdboden saß und sich wunderte, daß seine Nase noch blauer werden konnte, als sie für gewöhnlich war, klopfte es an die Türe.



Froh, daß ihm jemand Gesellschaft leisten wollte in dieser Dämmerung voll unheimlicher Stimmen, rief [7] Meister Pflaume, ohne sich zu erheben: »Herein!« und es erschien sein alter Freund Meister Zorntiegel, ein sehr lebhafter alter Mann, der immer große Pläne in seinem Kopfe, auf seinem Kopfe aber eine gelbe Perücke hatte, von der ihm der Spitzname Nudelhaar geworden war, denn, wirklich, diese falschen Haare hatten ganz die Farbe von Suppennudeln. Da aber Meister Zorntiegel große Stücke auf seine Perücke hielt und fest davon überzeugt war, daß sie das schönste Kunstwerk aus Haaren sei, das auf der ganzen Welt existierte, versetzte es ihn in die höchste Wut, wenn ihn jemand bei diesem Namen nannte.

[...]

[8] »Also heraus mit der Sprache«, rief Meister Pflaume und rappelte sich auf, so daß er nun nur noch auf dem Fußboden kniete.

Und Meister Zorntiegel begann: »Ich habe eine Idee!«

»Die habt Ihr immer.«

»Gott sei Lob und Dank, ja! Aber diese Idee wird machen, daß ich eines Tages auch Geld haben werde.«

»Dann ist es eine gute Idee.«

»Eine ganz ausgezeichnete Idee, lieber Freund. Ich will Theaterdirektor werden.«

»Seid Ihr sicher, daß Ihr dabei Geld verdienen werdet?«

»Vollkommen sicher, alter Gottlieb! Ich will nämlich nicht mit lebendigen Komödianten herumziehen, sondern mit künstlichen.«

»Aha! Die essen nicht, die trinken nicht und verlangen keine Gage. Ihr seid ein Schlaumeier.«

[9] »Nein, ich bin ein Genie.«

»Meinen Segen habt Ihr. Aber was soll ich Euch dann helfen?«

»Hört nur zu! Das erste, was ich brauche und was ich mir fabrizieren will, ist eine Kasperlepuppe, die tanzen, fechten und Purzelbaum schlagen kann.«

[...]

[12] Wie Meister Zorntiegel die vier Treppen zu seiner kleinen Dachkammer hinaufstieg, murmelte er nach seiner Gewohnheit vor sich hin: »Sapperlot! Sapperlot! tut mir mein Schienbein weh! Hm! Hm! Hm! Und müde bin ich auch von der Balgerei mit Meister Pflaume. Sapperlot nochmal! Aber schlafen? Nein! Schlafen geh' ich nicht! Ich muß noch heute nacht meine Kasperlefigur schnitzen. Das soll ein Kasperle werden, wie noch keines da war! Der König aller Kasperle! Und soll sein ganz wie ein wirklicher Mensch. Wozu bin ich ein Genie, wenn ich das nicht kann? He? Hä-hähähäh! Kunst muß der Mensch haben! Aus einem Stück Holz eine Figur machen, die laufen, tanzen, springen, purzelbaumschlagen kann, – das ist Kunst, das ist Witz!«

[...]

[13] Dann holte er sein Schnitzmesser, hob den Stuhl an den Tisch, setzte sich darauf und nahm das Stück Holz vor.

»Zuerst muß das Kind einen Namen haben«, murmelte er. »Ich muß doch wissen, wen ich mache! ... Soll ich ihn Zorntiegel junior nennen?«

»Da muß ich doch schön bitten«, rief ein dünnes Stimmchen, »ich heiße Zäpfel Kern!«

Wie das Zorntiegel hörte, erschrak er nicht etwa, wie Meister Pflaume bei gleicher Gelegenheit getan hatte, denn Zorntiegel wunderte sich um so weniger über eine Sache, je verwunderlicher sie war, sondern er sagte ganz einfach: »Du hast also schon einen Namen? Um so besser! Dann brauche ich mir darüber nicht erst den Kopf zu zerbrechen! Also Zäpfel Kern? Famos! Zäpfel ist so was wie Hänsel oder Fränzeli; und Kern, – Kern, das klingt ganz hübsch und dauerhaft. Dafür will ich dir aber auch ein wunderschönes Köpfel schnitzen, mein liebes Zäpfel. Ein reizendes Zäpfel-Köpfel. Hehehehe!« Und fing an und schnitzte. Erst wars nur eine runde Kugel, dann grub er Locken hinein, dann glättete er einen schönen und breiten Stirnbogen ab, [14] dann brachte er darunter eirunde, geräumige Höhlen für die Augen an.

Kaum war dies geschehen, da waren aber auch schon, Gott weiß woher, ein paar blanke blaue Augen da, die ihn ganz impertinent anglotzten.

Zorniegel fand das gar nicht artig und sprach: »Sieht man seinen Papa so unverschämt an, he?«

Aber es erfolgte keine Antwort.

Daher hielt sich der geschickte Künstler nicht weiter bei den Augen auf, sondern begann die Nase herauszuschneiden.

Da begab sich aber etwas sonderbares, das jeden anderen in das höchste Erstaunen versetzt haben würde, nur nicht diesen genialen Zorniegel. Nämlich: Je mehr er an der Nase herumschnitt, desto länger wurde sie.

»Was ist denn das, Zäpfel«, rief der Meister aus, »ich wünsche, daß du eine anständige und runde kleine [15] Stumpfnase kriegst, und es wächst dir ein Zinken aus dem Antlitz, wie er frecher und länger nicht gedacht werden kann. Auf diese Weise wirst du nie so schön, wie dein Papa.«

Aber die Nase kümmerte sich gar nicht um diese Einwendungen, sondern wuchs und wuchs, und wie sie lange genug gewachsen war, krümmte sie sich nach unten und stand dann fest als richtige Kasperlenase.

»Auch gut«, meinte Zorniegel, »ganz wie es Euch beliebt, Euer Wohl-, Lang- und Krumm-Geboren. [...]«

[22] Und da war er auch schon mitten im hohen, dunklen, schweigenden Tannenwalde und umarmte eine alte riesige Tanne, von der graue Flechtenbärte herunterhingen, und um die her ein bittersüßer Duft von Harz war.

»Vater!« rief Zäpfel Kerl, »Vater, da bin ich« und da stand auf einmal anstatt der Tanne das alte bucklige Männchen da, dessen Bart genau so aussah, wie eine Tannenflechte, und sprach: »Ei du Tunichtgut! Habe ich dich deshalb zu Meister Pflaume gebracht, daß du gleich durchbrennen sollst?«

»Aber das ist doch hier meine Heimat«, sagte Zäpfel Kern.

»Ja doch«, sprach der Alte, »aber du hast keine Wurzeln mehr, sondern Beine, und bist, wenn auch kein richtiger Mensch, so doch das Bild eines Menschleins geworden. Aus dem Walde habe ich dich in die Welt getragen, und dort sollst du dein Leben führen und nicht hier. Du sollst den Menschen zeigen, daß nicht bloß sie [23] allein Leben haben, und besonders die Menschenkinder sollen von dir lernen, indem sie über dich lachen.«

»Aber ich mag nicht!« schrie Zäpfel Kern und trampelte trotzig auf dem Moos herum.

»Siehst du wohl?« sagte darauf ruhig der Alte, »daß du kein Baum mehr bist!? Denn die Bäume sind nicht trotzig. – Es hilft dir aber alles Trampeln nichts; mach', daß du fortkommst!

Eins, zwei, drei und hopp!

Lauf nach Hause im Galopp!«

Kaum hatte Zäpfel Kern das vernommen, so setzte er sich, ohne es eigentlich zu wollen, auch schon in Trab und lief nach der Stadt zurück, wo er bald Meister Zorniegels Haus fand und die Treppen hinauf und ins Zimmer hineinlief.

Dort überkam ihn sogleich ein wohliches Gefühl. Er fühlte sich geborgen und zu Hause und legte sich der Länge lang auf den Fußboden hin, Arme und Beine weit von sich streckend. Den Wald hatte er mit einem Male vergessen und fühlte sich ganz wie ein Menschenkind [...]

[202] »Nun, wir wollen sehen«, unterbrach ihn die Fee, als er all diese guten und schönen Vorsätze aufzählen wollte, »und wir wollen die Sache diesmal anders anfassen. Da du als Kasperle durchaus nicht gut tun willst, so werde ich mit Hilfe meiner Feenkraft morgen einen richtigen Jungen aus dir machen. Das freut dich hoffentlich.«

Zäpfel Kern wackelte nachdenklich eine Weile mit dem Kopfe, dann sprach er: »Ich hab es mir immer gewünscht: das ist wahr; aber, seit ich die Schuljungen kennen gelernt

habe, scheint es mir beinahe, als sei ein Kasperle gerade so viel wert, wie die meisten unter ihnen, und vielleicht mehr.«

»Ich sag ja nicht, daß du ein böser Bube, sondern daß du ein richtiger braver Junge werden sollst. Es ist auch wirklich nötig, daß mit dem Kasperletum Schluß gemacht wird, denn ins Gymnasium kann ich dich schließlich *nicht* mit dem Zuckertütenhut schicken.«

»Was ist denn das wieder?« rief Zäpfel argwöhnisch, – »Gimpelnasium? Ich habe keine Gimpelnase, und wegen dem Namen Gimpel war ja die große Schlacht am Meere.«

»Gymnasium ist die Anstalt, wo die Jungen noch mehr lernen, als in der gewöhnlichen Schule.«

»Noch mehr? Wozu denn noch mehr? Hat denn das Lernen nie ein Ende?«

»Ein Mensch lernt nie aus.«

»Dann will ich kein Mensch werden.«

»Auch nicht, wenn *ich* dich bitte?«

Frau Dschemma sagte das so sanft und gütig, daß Zäpfel Kern nicht widerstehen konnte und rief: »Wenn *du's* willst, Mama, geh ich aufs Gimpelnasium und [203] Finkennasium und Amselnasium und überhaupt auf jedes Nasium, was es gibt, und werde ein Mensch, der nie auslernt, obwohl das schrecklich langweilig sein muß.«

»Dann ist heute also dein letzter Kasperletag, mein liebes Zäpfel«, sagte Frau Dschemma, »und diesen Tag wollen wir durch einen großen Schokoladenschmaus mit Makronentorte und Schlagsahne feiern, zu dem du all deine Schulkameraden einladen darfst. [. . .]«

[278] »Ei, Zäpfle, was redest du da! Ich sehe nicht bloß aus, wie deine Mama, – ich bin es selbst!«

»Und bist nicht krank?«

»Dein gutes Herz hat mich wieder gesund gemacht!«

»Und hast mich lieb?«

»Wie nur eine Mama ihr Kind lieb haben kann!«

»Mich böses Kasperle?«

»Bist ja kein böses Kasperle mehr, bist ein braves, tüchtiges, gutes Kasperle und, wenn du willst, wirst du überhaupt kein Kasperle, sondern ein Menschenkind sein.«

»Ich will, was du willst, Mama.«

»Nein, Zäpfle, es soll ganz so sein, wie *du* willst. Überleg dir's recht!«

Und Zäpfel Kern warf sich im Schläfe herum, unruhig, unsicher, hin- und hergewendet von ungewissen Gefühlen.

Endlich sprach er langsam und leise: »Mir scheint, Mama, es wäre besser, ich bliebe ein Kasperle. Mir ist, es wäre besser so. Ich bin ein Bäumchen im Wald gewesen, und der Waldvater, der uralte, der auch kein Mensch ist, hat mich in die Stadt gebracht als ein Stück Wald, und mein lieber Menschenvater hat mir vom Menschlichen nur die Kunst gegeben. – Nicht wahr, Mama, so ist's?«

»Ja, mein Kasperle.«

»So hab ich also die Natur vom Walde, und die müßt ich doch verlieren, wenn ich ein Menschenkind würde?«

»Ja, das müßtest du.«

»Und wäre auch kein Kunstding mehr, kein Werk von Menschenkunst?«

[279] »Nein, denn ein Menschenkind ist kein Werk der Menschenkunst!«

»So verlör ich ja alles, was ich bin, Mama: meine Natur und mein Kunstwesen?«

»Freilich!«

»Ach, Mama, – dann würde ich ja was ganz anderes!? Soll ich das wirklich wollen?«

»Du sollst nur, was du willst.«

»Und du bist nicht böse, wenn ich kein Menschenkind werden will?«

»Nicht im geringsten! Hör bloß auf dich! Denk nicht an mich!«

»Ich höre auf *mich*, Mama, und denke an *dich*! Und mir ist: das ist ganz das Gleiche. O, Mama, jetzt weiß ich's: Auch du

bist, wie ich! Deine Natur ist zwar nicht aus dem Walde, aber sie ist aus dem Himmel, und auch du bist ein Wesen aus der Kunst der Menschen, wenn auch aus einer anderen Kunst.«

»Du fühlst etwas richtiges, mein liebes Kasperle.«
 »Und darum bist du wirklich und wahrhaftig meine Mama und wirst mir nicht böse sein, wenn ich, ein Kasperle, *dein Kasperle* bleibe!«

»Recht gesprochen mein Kind!« sprach die Fee und küßte Zäpfel Kern auf den Mund. »Bleibe was du bist: kein Menschenkind, aber ein Bild für Menschenkinder, von dem sie lernen mögen, indem sie darüber lachen!«

In diesem Augenblick kam der weiße Falke geflogen und schlug an die silberne Scheibe des Mondes mit dem Klöppel aus dem steinernen Palaste der Fee, und der Mond wurde zu dem klingenden Schilde an Frau Dschemmas Schloß, und dieses selbst baute sich im [280] Himmel leuchtend auf, und der Garten mit dem hohen Gitter aus eisernen Lilien rückte heran, und die Lindenallee schob sich herbei, und die große Eiche kam und der grüne Wald. Und in der Allee fuhr die himmelblaue Karosse herbei mit den weißen Katzen, und Herr Löcklich saß auf dem Bocke, und auf dem Ebenholzbrette hinten standen seine beiden Söhne. Und jetzt saß die Fee im Wagen und neben der Fee Meister Zorniegel und ihnen gegenüber Zäpfel Kern. Und die Dakkel-Soldaten standen am Tore und präsentierten, und General Bumbautz, der Schnauzel, senkte den Degen, und Schnapps war Portier und Kastelan, und Fräulein Täubele stand neben ihm am Tore. Und, wie die Karosse vorfuhr, schrien alle Hurra!

Und wie Zäpfel Kern aufwachte, war alles wirklich so, wie er geträumt hatte. Und so ist es heute noch.

KLARA ZETKIN (Red.)

Für unsere Kinder

1905–21

[1905; Nr. 11, 44]

Die Funkenfee.

Ein Märchen von Anton Fendrich.

Der kleine Moritz hatte wieder einmal nachsitzen müssen, weil er während des Unterrichtes nicht aufgepaßt hatte. Sechs und neun? hatte der Lehrer gefragt und ihn gerade aufgerufen, als er darüber nachdachte, wie das wohl käme, daß die Schulglocke vor und nach den Pausen so laut und heftig klinge, wenn der Schuldiener unten im großen Gang nur so ein bißchen auf einen Knopf drückte. Einmal hatte er den Schuldiener gefragt, warum es klinge, wenn er auf den Knopf drückte. Sie hätten zu Hause auch so eine Klingel, aber die tue lang nicht so laut; die mache nur ganz leise: krrriiiiing, und der Knopf zu Hause sei nicht kleiner wie dieser. Da hatte der Schuldiener einen Finger in die Höhe gehoben, wie es die Lehrer machten, wenn sie etwas ganz Schweres erklärten, und hatte gesagt: »Das ist die Elektrizität, mein Kleiner! Aber das ist noch zu schwer für dich. Das bekommst du erst in der Physik, wenn du in den oberen Klassen bist.«

An alles dies dachte der kleine Moritz wieder, als er gerade aufgerufen wurde. Da wußte er nicht, was der Lehrer gefragt hatte, und mußte nachsitzen, weil das heute schon zweimal vorgekommen war.

Und jetzt war der kleine Moritz auf dem Heimweg. Es war schon ganz dunkel und abscheuliches Wetter. Der Regen klatschte auf den Dächern und sprang vom Asphaltplaster auf. In den blechernen Ableitungsröhren der Dachrinnen prasselte und rumpelte es wie verrückt, und die Straßen-

dohlen glucksten und gurgelten. Der Herbststurm fuhr um die Kamine und Straßenecken und johlte vor Freude: Hui, hui, hui, hui, hui, hui! Der kleine Moritz aber hörte das alles gar nicht; er hörte auch nicht die Musik, welche der Regen auf seinem aufgespannten Schirm machte. Er sah nur die großen elektrischen Bogenlampen, die wie Monde mitten in der Straße hingen und lange goldene Lichtscheine auf das nasse Pflaster warfen.

»Ja, ja«, dachte er, »ich glaub' schon, daß die Elektrizität ist, aber was ist das, Elektrizität? das möchte ich gern wissen.«

So kam er nach Hause und konnte an nichts denken als an die Elektrizität. Die Mutter zankte ihn nicht aus, weil er hatte nachsitzen müssen, denn sie wußte, daß der kleine Moritz oft an andere Dinge als an die Schule denken mußte und nichts dafür konnte. Nur wenn er unartig gewesen war, zankte sie ihn. Das kam aber nicht oft vor. So bekam er denn wie sonst sein Butterbrot. Als er es gegessen hatte, fragte er:

»Mutter, was ist denn das, die Elektrizität?«

Die Mutter antwortete: »Ja, das kann ich dir leider nicht genau sagen, es ist etwas sehr Schwieriges. Als ich schon größer war wie du und noch in die Schule ging, hat es der Lehrer uns einmal gesagt, aber so ganz genau habe ich es nicht verstanden. Es ist eben nichts für Kinder.«

»Das sagen alle Leute«, erwiderte der kleine Moritz. »Ich habe einmal einen Mann gefragt, der solche schwarzen Stäbe in die runden Glaskugeln gemacht hat, die nachts so schön elektrisch auf der Straße brennen, weil ich dachte, der mußte es doch wissen. Aber er hat mir nur gesagt: »Da bist du noch viel zu klein dazu, mein Kleiner.« Aber ich möchte es eben doch wissen, Mutter!«

»Nun, mach du jetzt lieber deine Aufgaben«, sagte die Mutter.

Der kleine Moritz gehorchte, machte seine Aufgaben, aß dann zu Abend und ging dann zu Bette. Er hörte, wie die

Mutter noch an der Nähmaschine arbeitete, und wie draußen der Regen an die Fenster klatschte. Er dachte wieder: Wenn ich doch nur wüßte, was die Elektrizität ist. Da wurde es auf einmal ganz hell im Zimmer, und vor dem Bette des kleinen Moritz stand eine schöne Frau, deren Augen wie Sterne leuchteten. Ihre Kleider sahen einmal weiß aus und dann wieder blau und dann wieder rot. Sie glänzten wie Seide und wechselten ganz schnell die Farbe. Und um die schöne Frau herum zuckte und züngelte es wie von tausend blauen Flämmchen und Fünkchen. »Du mußt keine Angst haben«, sagte sie zu dem kleinen Moritz, »ich bin die Funkenfee und will dir sagen, was Elektrizität ist.«

Da war der kleine Moritz sehr froh, und er sagte stolz zur Funkenfee: »Gelt, ich bin nicht zu klein dazu, um das zu wissen.«

»Nein«, erwiderte die Funkenfee, »du bist nicht zu klein dazu. Du hast so viel an mich gedacht, daß ich einmal zu dir kommen wollte. Ich bin nämlich selber die Elektrizität. So heißen mich die Menschen, aber sie kennen mich nicht genau und wissen nicht, daß ich es bin, die Funkenfee, die ihre Trambahnen treibt und ihre Bogenlampen zum Leuchten bringt. Die Menschen sehen nur, was ich tue, aber mich selber kennen sie nicht.«

»Da bist du aber sehr stark«, sagte der kleine Moritz voll Bewunderung zur Funkenfee, »wenn du die Trambahnen treiben kannst.«

Die Funkenfee lächelte und sagte: »Ich bin noch viel stärker, kleiner Moritz. Komm mit. Aber du darfst keine Angst vor mir haben. Es geschieht dir nichts.«

Kaum hatte die Funkenfee ausgesprochen, da fühlte der kleine Moritz, wie er aus dem Bette heraus durch die Lüfte gerissen wurde, und im nächsten Augenblick saß er mit der Funkenfee hoch oben über der Erde auf schwarzen, drohend geballten Wolken.

»Jetzt gib acht«, sagte die Funkenfee, »jetzt blitze ich.« Und während sie dies sagte, bekam sie ein furchtbar strenges

Gesicht, und stolz leuchteten ihre Augen. Gewaltige blaue Flammen umloderten sie, und ehe der kleine Moritz sich versah, war sie mit ihm hinab zur Erde auf eine alte Eiche gefahren, deren Stamm krachend auseinander splitterte und im nächsten Augenblick lichterloh brannte.

Nun hatte der kleine Moritz aber doch Angst bekommen. Die Funkenfee aber sah, als er sie voll Schreck anblickte, wieder ganz lieb aus. Ihre Augen waren freundlich, und [45] ihre Kleider leuchteten wie stiller Mondenschein. Da verlor der kleine Moritz wieder seine Angst. Die Funkenfee aber sagte: »Hier in den Lüften heißen mich meine Brüder und Schwestern oft die tolle Grete, weil ich bisweilen so wild bin. Ich habe einen Bruder. Das ist der Hans Dampf. Der ist auch sehr stark und treibt die Eisenbahnlokomotiven. Aber er ist lange nicht so geschwind wie ich.«

»Wie schnell kannst du laufen?« fragte der kleine Moritz.

»Komm einmal mit nach Hamburg«, sagte die Funkenfee. Ehe sie ausgesprochen hatte, saß der kleine Moritz mit der Funkenfee auf einem Tische in einem großen Telegraphenbureau von Hamburg.

»Nun gehen wir durchs Meer nach Amerika«, sagte die Fee. Einer der Telegraphenapparate machte: klick, und da saß der kleine Moritz schon in einem anderen Telegraphenbureau, wo die Menschen eine Sprache redeten, die er nicht verstand.

»Das ist Englisch«, sagte die Funkenfee. »Wir sind nämlich jetzt in New York.«

»Oh, du kannst aber sehr schnell laufen«, meinte der kleine Moritz.

»Ich bin allgegenwärtig«, sagte die Funkenfee; »ich kann zu gleicher Zeit überall sein. Ich bin die allergrößte Kraft auf der Welt und die allerkleinste. Ich zucke in den Wolken, und wenn du einen Gummifederhalter auf deinen Höslein reibst, so daß er ein Papierschnipfelchen anzieht, so mache ich das auch. Ich brenne und leuchte, ich helfe Lasten tragen

und schicke Botschaften über die ganze Erde. Ich mache Kranke gesund und töte die Menschen.«

Da bekam der kleine Moritz wieder Angst. Die Funkenfee aber sagte beruhigend: »Nun will ich dir noch etwas Schönes zeigen. Hast du schon vom Polarlicht gehört?«

»Ja«, antwortete der kleine Moritz, »ich hab' ein Buch vom Eismeer, da ist es drin abgemalt.«

Die Funkenfee erwiderte nichts mehr, und im nächsten Augenblick saß der kleine Moritz mit ihr auf einem großen Eisberg am Nordpol. Am Himmel aber schossen wie feurige Schlangen Lichter und Flammen in allen Farben empor. Dann kam ein weißglühendes Flimmern und Zucken, daß der kleine Moritz glaubte, der Himmel sei von Silber. Dann wogten orangerote Lichtbänder wie Girlanden auf und nieder. Und immer wechselten am ganzen großen Himmel die Farben, tausendmal schöner noch als an der Funkenfee Kleider.

»Siehst du, das ist das Nordlicht«, sagte die Funkenfee zu dem staunend dasitzenden kleinen Moritz. »Und jetzt wollen wir aber wieder nach Hause«, fuhr sie fort. »Ich sehe nämlich gerade den Bäckerjungen mit dem Brote nach eurem Hause gehen. Der wird klingeln, und da muß ich doch dabei sein.«

Krrriing! – klang es im Korridor, und der kleine Moritz wachte auf. Er lag in seinem Bette und sah erstaunt um sich.

»Morgen kannst du zwei Brötchen mehr mitbringen«, hörte er die Mutter zum Bäckerjungen sagen. Da begriff er, daß er geträumt hatte, und daß die Funkenfee im Traume zu ihm gekommen war.

Und er sagte niemand ein Sterbenswörtchen von dem schönen Traume, denn die Leute hätten ihm doch nicht geglaubt. Da behält man die schönen Träume am besten für sich. Die Mutter aber wunderte sich lange darüber, warum der kleine Moritz nicht mehr fragte, was Elektrizität ist.

PAULA DEHMEL

Das grüne Haus

1907; Geschenkausgabe [um 1925]

[80] *Vom Feuermännchen und der Maus Grisegrau*

»Heut will ich euch die Geschichte vom Feuermännchen erzählen«, sagte eines Abends unsere gute alte Tante Minna; »sie ist zwar ein bisschen gruselig, aber ich will sie euch doch erzählen.

Ihr müßt wissen, zu Hause in Pankenbrück hatten wir einen großen Kachelofen, so einen recht altmodischen grünen Kachelofen. Und blanke Haken hatte er, um nasse Kleider dran aufzuhängen, und eine Warmröhre mit einer Messingtüre hatte er auch.

Darin gab es im Winter Bratäpfel oder ein Töpfchen mit Kaffee für den Fritz und die Grete, wenn sie müde und hungrig vom Schlittschuhlaufen kamen.

Ich sage euch Kinder, es war ein Prachtstück von einem alten Kachelofen!

Und was das Herrlichste war, es wohnte ein Feuermännchen drin, ein wirkliches gelbes Teufelchen.

[...]

[81] Doch nun kommt meine Geschichte.

Einmal nämlich mußte ich eine Mausefalle aufstellen. Im Eckschrank in der Wohnstube hatte das Brot ein ganz verächtliches Loch gehabt. Ich briet ein Stück Speck hübsch knusprig und legte es in die Falle. Am andern Morgen war der Speck weg, die Falle aber zu und von einem Mäuschen nix zu sehn. Grete und ich schüttelten verwundert die Köpfe; bloß der Fritz, der sich über nichts wunderte, lachte unbändig, so daß wir schon glaubten, er habe das Mäuschen wieder laufen lassen. Er sagte aber nein, und da er ein wahrhaftiger Junge war, mußten wir ihm schon glauben. Ich

machte ein neues Stückchen Speck zurecht und richtete die Falle zum zweiten Male. Aber es ging wie vorher: Speck weg, Maus weg, Falle zu! Das ging nicht mit rechten Dingen zu!

Ich machte mir nun mein Bett auf dem Sofa in der Wohnstube zurecht und wollte aufpassen. In der Falle roch wieder ein saftiges Speckstückchen. Ich legte mich hin und blinzelte von Zeit zu Zeit hinüber, aber es blieb alles still.

Wenn der Vollmond nicht so hell ins Zimmer geschienen hätte, wäre mir die Zeit gewiß recht lang geworden.

Endlich hörte ich Trippelschrittchen, und – Kinder, da hatten wir die Bescherung! Da kam mein Mäuschen, aber nicht allein, es hatte einen artigen Kavalier bei sich, nämlich unser leibhaftiges Feuermännchen. Der ging an die Falle, hielt zierlich und geschickt das Fallbrettchen hoch, Mäuschen holte den Speck, und als sie außer Ge-[82]fahr war, ließ das Kerlchen vorsichtig den Deckel wieder fallen. Ich sah belustigt zu, mit welchem Appetit sie dann den Speck verzehrten, und spitzte die Ohren, was sie wohl sonst noch machen würden.

Ich brauchte nicht lange zu warten, bis sie ihre drolligen Spiele angingen.

Mitten auf der Diele war ein großer weißer Fleck, den hatte der Vollmond dorthin gemalt. Da begannen sie ihre Kunststückchen. Wie die geschicktesten Turner und Seiltänzer sag' ich euch!

Einmal war Feuermännchen der Reiter und Maus das Pferdchen. Hui, ging's immer rundum, ohne Sattel und Zaum. Nein, das hättet ihr wirklich sehn müssen!

[...]

[83] Das dauerte so eine gute Stunde; da ging der Mond weg, und Maus und Feuermännchen verschwanden im Ofen, unten, wo schon lange eine Kachel fehlte. Na, nun wußte ich Bescheid und nahm mir vor, da nun einmal das Mäuschen unserem Feuermännchen sein Schatz war, ihr nix Böses zu tun. Im Gegenteil, Grete mußte jeden Tag ein Puppenschäl-

chen voll Milch vor das Ofenloch stellen; und ich tat ab und zu auch noch einen andern guten Bissen hinein; wußte ich doch, daß auch Feuermännchen kein Kostverächter sei.

Bald war das Mäuschen so zahm, daß es sich auch am Tage hervorwagte, ja, es stellte sich zu den Mahlzeiten ein und trug manch Häppchen zu ihrem Schatz ins Ofenloch. Wir nannten sie Frau Grisegrau und hatten sie alle lieb.

Wenn Vollmond war, ließ es mir keine Ruhe; eine Nacht wenigstens mußte ich ihrem übermütigen Treiben zusehn. Auch dem Fritz und der Grete machte ich mal im Wohnzimmer ihr Bett auf; aber die dummen Jöhren schliefen immer ein und wußten am andern Morgen nix vom Feuermännchen und nix von Frau Grisegrau.

So lebten wir ein paar Jahre zusammen; und wenn die Bratäpfel in unserm alten Ofen schmorten und draußen der Sturm ging, erzählte ich den Kindern neue Kunststücke von Feuermännchen und Grisegrau, und sie guckten vergnügt ins Ofenloch und sahen das Teufelchen lustig flackern und springen.

[84] Doch nun kommt's traurig, Kinder, denn alles Schöne hat im Leben mal ein Ende.

Eines Tages lag unser Mäuschen tot vor ihrem Loche. Ein fremder Kater hatte sich hereingeschlichen und es erwischte. Ich verjagte ihn, aber ich kam zu spät.

Ich blieb im Wohnzimmer, und als der Mond kam, sah ich unser Feuermännchen klagend um die Leiche gehn. Zuletzt nahm er sie auf den Rücken und ging langsam den gewohnten Weg durch die Kachel.

Im Ofen war noch Glut, ich bückte mich, um hineinzusehn, da war er schon mit seiner lieben Grisegrau mitten drin. Hellauf loderten die Flammen, die die kleine Maus begraben sollten; ganz stille hockte das Feuermännchen daneben und sah zu.

Mir war ganz traurig zumute, als ob mir was liebes gestorben wäre ...

Bei uns im Hause wurde es auch still, seitdem Feuermännchen und Grisegrau nicht mehr zusammen spielten. Der Fritz kam zu den Soldaten und die Grete wurde Erzieherin weit weg in Ungarn.

Für mich allein mochte ich keine Bratäpfel mehr in den alten Kachelofen legen, und auch das Feuermännchen habe ich seit jener Nacht nicht wieder gesehn.«

SOPHIE REINHEIMER

*Von Sonne, Regen, Schnee und Wind und
anderen guten Freunden*

1907; Neuaufll. 1913

[62] *Der Herbstwind geht auf die Reise.*

Es war wundervolles Herbstwetter draußen! Der Himmel war blau, die Sonne schien und in den Gärten blühten die roten und blauen und weißen Astern.

Es war ein Wetter, daß man am liebsten den ganzen Tag spazierengegangen wäre.

Wißt ihr, wer das *auch* dachte? Der Wind – der Herbstwind.

»Huii!« – machte er – »das ist ein Wetter heute! Wie geschaffen zum fröhlichen Wandern. Heute soll's lustig werden – huii! Heute wird eine Reise gemacht. Adieu!!!«

Und weil der Wind, wenn er auf die Reise geht, nicht erst Koffer zu packen braucht, wie wir, so konnte er gleich losfahren. Huii – da sauste er schon durch die Straße.

»Kommen Sie mit?« rief er einem Stück Papier zu, das da lag. Das Papier flog ein Stück weit mit, dann blieb es liegen.

»Huii – ich gehe auf die Reise! Wer kommt mit?« rief der Wind noch einmal ganz laut.

[63] Da kam es von allen Seiten herbei. Dürre Blätter – Holzspäne – leere Papiertüten – ja, sogar ein paar Hüte kamen von den Köpfen heruntergeflogen und wollten mit.

»So ist's recht!« sagte der Herbstwind. »Aber es geht per Schnellzug!« Und er jagte mit den Hüten im Galopp die Straße hinunter.

Reiselust steckt an. Die ganze Straße war auf einmal davon gepackt. Hier schwang sich eine Gardine zum Fenster hinaus – dort klapperte und rüttelte ein Fensterladen an seinen Angeln; ach – aber sie konnten – traurigerweise – beide nicht loskommen. Und dort – der Blumentopf am Fenster – wollte der gar auch mit? Er wackelte hin und her – bums – da lag er auf der Straße. Wie schade!

Auf der Straße aber schrien und schimpften die Leute, und andere liefen hinter ihren Hüten her, und andere machten schnell die Fenster zu. –

Da sah der Wind ein, daß das Reisen in großer Gesellschaft doch seine Unannehmlichkeiten habe. »Die einen können überhaupt nicht loskommen – und die anderen bleiben gleich liegen. Ich werde lieber allein weiterreisen«, sagte er. »Aber die enge Straße ist nichts für mich; ich brauche Platz, ich muß hinaus – ins Freie.«

Draußen vor der Stadt war ein Stoppfeld. Auf dem Stoppfeld liefen Buben herum, die wollten ihre Drachen steigen lassen. Schöne, große Drachen mit langen, bunten Schwänzen, aber sie wollten nicht steigen.

Dorthin ging nun der Wind.

»Na, meine Herren?« sagte er zu den Drachen. – »Sie machen ja so ängstliche Gesichter? Es geht wohl nicht so [64] recht mit dem Fliegen, was? Na, warten Sie mal – ich werde Ihnen ein bißchen helfen dabei.«

Und nun nahm der Wind die Drachen und hob sie in die Höhe. »Soo – hooo! – Nur ruhig, nur nicht so wackeln; und

die Schwänze – die Schwänze schön gerade gehalten. Soo – soo – – sehen Sie, meine Herren, es geht ja ganz famos. Achtung – da kommt ein Baum – – denken Sie an Ihre Schwänze!«

Es sah sehr hübsch aus, wie alle die bunten Drachen da oben so ruhig dahinschwebten. Die Buben unten auf dem Felde jubelten vor Freude. Der Wind aber sagte dann zu den Drachen, nun wußten sie ja, wie sie's machen mußten, und er müsse nun weiterwandern.

Er kam nun an einen Wald, an einen bunten Herbstwald. Bunt sah der Wald aus, weil alle die Blätter ihre hübschen bunten Kleidchen an hatten. Die Kleider, die der Herbst ihnen mitgebracht, als er ins Land gezogen kam.

»Wind – lieber Wind« – riefen die Blätter, »hol' uns doch von den Bäumen herunter. Was nützen uns unsere hübschen Kleider, wenn wir ewig hier oben sitzen? Wir möchten so gerne auf die Erde hinunter und laufen und tanzen und springen.«

»Recht so!« sagte der Wind, der sich freute, soviel niedliche kleine Tänzerinnen zu bekommen.

»Phhh« – machte er, und dann noch einmal ganz stark: »Phhh – – –«

Da fiel ein ganzer Blätterregen auf die Erde hinunter.

Unten, auf dem Waldwege, da ging der Tanz denn los. Polka, – Walzer – Galopp – wie die Blätter es haben [65] wollten. Der Wind war ein famosere Tanzmeister. Und pfeifen konnte er dazu – ganz wundervoll!

Huihihi – huihihi – – –

Auf dem Waldwege ging ein Mann. Der hatte einen langen schwarzen Rock an und lange schwarze Haare. In der einen Hand hielt er ein Stück Papier, auf das er etwas geschrieben hatte; mit der anderen Hand fuchtelte er manchmal so in der Luft herum.

»O Wind – o Herbstwind – –« sagte nun der Mann (es klang, als ob er weinen wollte), »du holst die Blätter von

den Bäumen nur, um ihnen hier auf der Erde ein Grab zu graben.«

»Ach – Unsinn!« machte der Wind ärgerlich – »tanzen will ich mit ihnen.«

»Und dein schauerliches Pfeifen« – fuhr der Mann fort – »ist der Grabgesang.«

»Schauerliches Pfeifen? Na – erlauben Sie mal! Das verbitte ich mir höflichst! Sie scheinen nur nicht gut zu hören, Mann – es war der neueste Walzer, den ich piff, aber kein Grabgesang. Verstanden?«

Dabei zauste der Wind den Mann an seinen langen Haaren, sah ihm über die Schulter und las, was auf dem Papier geschrieben stand:

»Sterben – Verderben – Graue Tage – Totenklage.«

»Schnickschnack!« sagte der Wind ganz wütend und zauste noch viel tüchtiger. »Wer wird denn so schauriges Zeug schreiben? Wenn Sie durchaus Gedichte machen müssen, Mann, dann machen Sie wenigstens solche, über die die Leute sich freuen können. Verstanden? Geben Sie mal her!« –

[66] Und nun riß der Wind dem Manne das Blatt Papier aus der Hand und jagte in flottem Galopp mit ihm fort – immer weiter – zum Walde hinaus. Dort, unter einem Steine, ließ er es liegen.

»So, hier kann es wenigstens niemand mehr die Laune verderben, bei diesem schönen Wetter«, sagte der Wind. Und dann machte er, daß er weiterkam. –

[...]

[73] Nun war es Abend. Die Sonne war schon lange untergegangen [...].

Und er, der Wind? Wo sollte er nun schlafen? Er war doch so müde von der langen, langen Reise. Aber hier auf dem Wasser zu schlafen – auf dem nassen, kalten Wasser – nein, dazu hatte er wahrhaftig keine Lust. Zum Schlafen wollte er sich doch ein gemütlicheres Plätzchen suchen.

Und so machte er sich auf und ging vom Meere fort.

Es war wahrhaftig schon ganz dunkel. Nur dort am Strande sah er ein mattes Lichtchen brennen. Ob das wohl ein erleuchtetes Fensterchen war?

[...]

[74] Dort – – das waren aber wirklich erleuchtete Fenster, die er da sah. Ja, die Fenster eines Fischerhäuschens waren es. Wie hell und traulich sie in die Dunkelheit hinausleuchteten. Man konnte sich schon denken, wie gemütlich es erst drinnen in der Stube sein mußte.

»Wenn ich nur erst schon darin wäre!« dachte der Wind. »Aber wie komm' ich hinein?«

Er rüttelte an den Fenstern – – die waren fest zu. Er rüttelte an der Türe – vergebens; alles zu. Da stieg er – eins zwei drei – aufs Dach hinauf, schlüpfte in den Schornstein und wupp – war er drinnen im Ofenrohr. Hei – wie das Feuer im Ofen gleich aufprasselte und flammte und seinen rotgoldenen Schein in die Stube hineinwarf.

Eine gemütliche Stube war es. Mitten darin stand eine Korbwiege, darin lag ein rotbäckiges Kindlein. Das Kindlein schrie und wollte nicht schlafen; da kam die Mutter, setzte sich neben die Wiege, schaukelte sie und fing an zu singen:

»Schlafe, schlaf, mein süßes Kind.

Draußen weht der Abendwind,

Schüttelt leise im Garten die Bäume,

[75] Fallen herab gar liebliche Träume.

Träume, – die schimmern und glänzen wie Gold,

Von Sonne und Blumen – vom Frühling hold.

Wart' nur, gleich hol' ich dir einen herein!

Schlaf nur, mein Kindchen, schlaf ein, schlaf ein.«

»Huui –« machte der Wind im Ofenrohr, leise geschmeichelt, »das nenn' ich mir ein nettes Lied!«

Es gefiel ihm ausnehmend, was die Mutter da von ihm gesungen hatte. Er hatte zwar noch nie etwas von den goldenen Träumen gesehen, wenn er die Bäume geschüttelt hatte, aber es gefiel ihm doch gut.

Überhaupt – die Mutter – das Kindchen – die Stube und das warme Ofenrohr – alles gefiel ihm gar gut, und er dachte: »Das wäre ein Nachtquartier, wie ich mir kein besseres wünschen könnte.« [...]

ROBERT GRÖTZSCH

Nauckes Luftreise und andere Wunderlichkeiten

1908

Der Eisenfresser.

[119] Es ist noch gar nicht so sehr lange her, da überlief die Kinder des kleinen Ortes Hämmerlöh ein Gruseln und Zittern, wenn sie das Wort *Eisenfresser* hörten. So hieß nämlich ein gefräßiges Ungeheuer, das in einem großen, steinernen Hause lebte und fauchte. Der unförmige Leib des Ungeheuers war wie aus Stahl gegossen und fest in die Erde gemauert. Von Stahl waren auch der mächtige Rachen und die dürren Glieder, die täglich von früh bis abends rastlos auf und nieder dröhnten.

Das Ungetüm schnaufte und biß und stampfte im Dienste des Kommerzienrats Steinreich. Der war Besitzer der großen Fabrik Hämmerlöh, in der so ziemlich alle erwachsenen Männer des Ortes hämmerten und feilten, löteten und nieteten.

Von früh bis spät abends flammten in der Fabrik des Kommerzienrats die Schmiedefeuer, sprangen die Hämmer auf blankem Amboß. Und alle Kinder, die um die Mittagszeit das Essen in blauen Töpfen zu ihren Vätern nach der Fabrik trugen, freuten sich der lohenden Flammen, der tanzenden, singenden Hämmer, der schnurrenden, surrenden Dreh-

bänke, – nur um die steinerne Höhle des fauchenden Untieres zogen sie furchtsam einen weiten Bogen.

Manchmal jedoch sammelten sie sich zu größeren Trupps, guckten durch die dicken Fensterscheiben in das Innere des rußigen Hauses und belauschten mit neugierigem Gruseln das [120] Riesentier bei seinem Tagewerk. Sie sahen staunend, daß ein Mann an dem Riesenleibe auf und ab ging und in den aufgerissenen Rachen des Ungetüms mit schweren, groben Eisenstangen stach, die auf der anderen Seite zu dicken, runden Haken und Rollen zerbissen und verbogen aus einem Loch des Riesenleibes wieder herausfielen. Dabei fuhr vor dem Rachen zwei lange eiserne Arme herauf und herunter, zerknickten das Eisen und schoben es dann in den weitgeöffneten Schlund hinab.

Die Kinder von Hämmerlöh gingen diesem Eisenfresser deshalb weit aus dem Wege, weil er oft blutdürstig nach Kindern packte.

Jeden Tag nach Schulschluß nämlich, wenn die Nachmittagssonne über die Fabrikgebäude hinstrich, mußte ein Knabe dem rasselnden Ungeheuer schwächere und kürzere Eisenteile reichen, als der Mann am Vormittag in den Rachen schob. Sowie die Kirchenglocke 2 Uhr schlug ging der Mann, vom Eisenfresser hinweg und der Knabe stellte sich vor dem Ungetüm auf.

Das war die Gelegenheit, die das Ungeheuer blutdürstig ausnützte.

Und wie heimtückisch es dabei zu Werke ging!

Mit gleichmäßigem, dröhnendem Fauchen des Rachens suchte es das Kind, das dem Rachen die kleinen Eisenteile reichen mußte, einzuschläfern. Die auf- und abstampfenden Arme sangen in die Knabenohren: »Schlaf – ruhig! Schlaf – ruhig!«

So klang es stundenlang, bis dem Knaben die Augen trocknen und die Lider schwer wurden; bis er einmal verpaßte, die Eisenstange wagerecht unter die stählernen Arme zu schieben. Dann war es, als ächze der Rachen des Unholdes

lüstern und ein tückischer Stoß mit der Eisenstange folgte, daß der Knabe taumelnd gegen das schnappende Maul flog.

[121] Viele Kinder schon waren so von dem Eisenfresser überfallen worden. Zwei Knaben hatten dabei sogar einen ihrer Finger im Rachen lassen müssen.

Und jeden der Jungen, auf den das Ungeheuer einmal losgesprungen war, befahl beim Anblick des schnaufenden Rachens ein Zittern so stark, daß der Ueberfallene die Nähe des Riesen meiden und gewöhnlich der nächstälteste Knabe des Ortes an die Stelle des Ueberrumpelten treten mußte.

Als der Eisenfresser so einige Jahre gegen die Kinder gewütet hatte, als sogar der älteste und gescheiteste Knabe des Dorfes eines Abends mit schlotternden Knien von dem Unhold hinweg nach Hause gerannt war, murrten die Arbeiter der Fabrik Hämmerlöh und beschlossen, ihre Kinder nicht mehr vor den gefährlichen Rachen zu schicken.

Darüber war der Herr des Ungeheuers sehr erzürnt. Er rief seine Arbeiter ins Fabrikbureau und hielt eine kurze Ansprache. – »Vor allem, ihr Leute, schimpft nicht so auf den Eisenfresser«, tadelte Kommerzienrat Steinreich. »Er ist mir ein lieber Geselle, der seinem Herrn mehr einbringt, als hundert Arbeiter; denn, wie ihr alle wißt, leistet er täglich mehr als hundert Arbeiter. Aber das schwache Eisen muß weiter von Kindern gereicht werden; das ist eine sehr leichte Arbeit, für die ich nicht einen Großen bezahlen kann. Ueberhaupt, wenn der Knabe richtig auf den Rachen und die Klauen des Eisenfressers achtet und nicht schläft, kann nichts passieren. Meinetwegen soll der Junge auch von jetzt an einen Pfennig die Stunde mehr bekommen, wenn ihr mir einen geweckten Kopf schickt.«

Die Arbeiter gingen halb nachdenklich, halb unschlüssig nach Hause und die ältesten Jungen im Dorfe jammerten: »Jesses, jesses! Wer von uns wird jetzt dran kommen?«

Dies Wimmern und Jammern aber mißfiel schon längst einem der jüngeren Knaben, den seine Schulkameraden [122] Specht nannten, weil aus seinem kleinen Gesicht eine große, gebogene Nase hervorstach.

Trotzdem er erst fünf Jahre zur Schule ging, war er doch ebenso stark, wie einer der ältesten Jungen. Es wurde von ihm sogar erzählt, daß er einmal einem wüsten, schwarzen Schlächterhund, der ein ganz kleines Mädchen beißen wollte, mutig die Faust in den Rachen gehalten hatte, so daß sich der bissige Köter mit eingezogenem Schwanz davon machte.

Also diesem Knaben ging das Lamento seiner Kameraden so zu Herzen, daß er nicht mehr ruhig Schularbeiten machen konnte.

Außerdem fiel ihm ein, daß seine Mutter oft bekümmert drein blickte und sagte: »Ach ja, nun muß ich schon wieder 'mal meine letzte Mark wechseln lassen . . . !«

Darum raffte er sich mutig auf, lief aufs Feld hinaus wo die Mutter den Rücken krümmte und Kartoffeln buddelte und sagte altklug zu ihr: »Ein paar Groschen könnte ich schon mit verdienen helfen. Schicke mich in die Fabrik zum Eisenfresser, wenn die älteren Jungen sich fürchten; ich kann überhaupt das Jammern nicht länger mit anhören.«

Als am nächsten Nachmittage die Hämmerlöher Jungen zur Hamsterjagd in die Felder hinauszogen, stand Specht bereits tapfer vor dem Eisenfresser, schob eine Stange Schwacheisen nach der anderen in den Rachen und war fest entschlossen, das Ungeheuer keine Sekunde aus den Augen zu lassen.

Die langen, stählernen Glieder krachten und in den Knabenohren klang es: »Schlaf – ruhig! – Schlaf – ruhig!«

Specht jedoch mußte immer an die überfallenen Kameraden denken und konnte darum schon vor Zorn und Grimm nicht schläfrig werden.

[123] Aber so mutig und wachsam sich der kleine Specht auch zeigte – der Eisenfresser wartete geduldig und lauernd, bis seine Siegesstunde kam . . .

Und die kam!

Zwei Monate bereits überwachte der Knabe alltäglich nachmittags die Bewegungen des Ungeheuers, als die Knabenglieder eines Tages gleichgültig wurden.

In den Ohren sang es: »Schlaf – ruhig! Schlaf – ruhig!«; im Kopfe liefen Gedanken umher über den sakrisch schwierigen Aufsatz, der für die nächste Schulstunde zu leisten war; die Lider wollten über die Augen sinken; die Arme hingen müde am Körper herunter, – da warf ein kurzer, scharfer Ruck der Eisenstange auch diesen Jungen gegen den Riesenschalen.

Das stählerne Ungeheuer ächzte befriedigt, und als der Knabe zitternd zurücktaumelte, fehlte ihm der linke Zeigefinger. [124] Von der verstümmelten Hand aber floß warmes Blut zur Erde.

Um die gierig auf und zu klappenden stählernen Lippen des Ungeheuers liefen ebenfalls rote Blutrinseln. Es sah aus, als lache das rotgefärbte Riesenmaul höhnisch.

Specht jedoch war ein tapferer Junge. Er schrie nicht auf, wie die anderen vor ihm; er fiel auch nicht in Ohnmacht. Er biß die Zähne fest aufeinander, ging mit trotzig gehobenem Kopfe zur Tür und rief in den Hof, wo rußige Männer Eisenplatten schmiedeten, laut und klar hinaus: »Kommt mal her! Meine Hand muß verbunden werden!«

So holte sich der Eisenfresser den dritten Kinderfinger und die ältesten Knaben von Hämmerlöhhammerten wiederum: »Jesses, jesses! Wer von uns wird jetzt dran kommen?«

Da ging ein Murren abermals durch die Fabrik von Hämmerlöhh. Die Arbeiter verrichteten ihr Tagewerk mit erbitterten Mienen und versammelten sich am selbigen Abend auf einer Wiese hinter der Fabrik.

Der Mond leuchtete milchig über rußige Gesichter hin und der hagere Schmied Eisenbart, der in der Fabrik von früh bis abends hinter glühenden Kohlen den Hammer schwang, trat in den Kreis der Männer und sprach: »Arbeitsbrüder! Lange genug, dächt' ich, haben wir mit angesehen, wie der Eisenfresser unsere Kinder anfällt und verstümmelt. Ich frage euch: dürfen wir solche Greuel länger dulden? Gibt es nicht Männer genug, die untätig im Lande umherlaufen und den Eisenfresser zu bändigen wissen würden? Und nicht nur Herr Steinreich, sondern noch mehrere Herren im Lande beschäftigen Eisenfresser, die nach Menschenfleisch lechzen! Unsere Arbeitsbrüder allorts sind empört über die Blutgier dieser Ungeheuer. Darum wollen wir uns mit den Empörten verbinden und die Eisenfresser unschädlich machen!«

[125] Und der Mond sah, wie auch die geduldigsten Hämmerlöher sich aufreckten und dem Schmied Beifall schrien.

»Die Sklaven der Ungeheuer sind wir!«

»Ihre Herren könnten wir sein, wenn wir uns bis heute nicht so elend vor dem großen Kampfe gefürchtet hätten!«

»Soll der Eisenfresser vielleicht ewig König von Hämmerlöhh bleiben?«

Die Versammelten taten einen wilden Schwur und schon in den nächsten Tagen ging ein Raunen der Hoffnung allorts durch die Reihen der Leute, die von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang hinter dem Schmiedefeuher, dem Amboß, dem Schraubstock oder dem Webstuhl schufteten.

Die Zeitungen meldeten eifrig, daß die Arbeiter des Landes an den Minister ein Schreiben gerichtet hätten, in dem sie forderten, allen Fabrikbesitzern solle verboten werden, die Eisenfresser durch Kinder überwachen zu lassen. Der Minister aber habe zurückgeantwortet, er könne ein solches Verbot nicht erlassen, da die Besitzer der Ungeheuer sich dagegen sträubten und behaupteten, das leichte Futter müsse den Eisenfressern von Kindern gereicht werden.

Da brauste ein Sturm der Erbitterung durch alle Hütten, in denen Arbeiter wohnten. Sie versammelten sich abermals an verschiedenen Punkten des Landes, riefen ihre Entrüstung ins Volk hinaus und schrieben dem Minister: »Wir werden die Werkzeuge der Fabrikbesitzer so lange schlafen lassen, bis Maul und Tatzen der Eisenfresser unschädlich gemacht sind.«

Dazu gellten die Empörungsschreie der zu vielen Tausenden Verbündeten dem Minister so drohend in die Ohren, daß er die Fabrikbesitzer und Kommerzienräte in seinen Palast kommen ließ, wo er ihnen mit sauersüßer Miene sagte: »Es tut mir leid, verehrte Herren, aber wir *müssen* in den sauren Apfel beißen: die Eisenfresser müssen künftig [126] besser bewacht werden! Die Arbeiter verlangen das einmütig, also ...«

Seit diesen Tagen des Aufruhrs rasseln die Rachen und Tatzen der Eisenfresser hinter hohen Gittern. Nur erwachsene Leute dürfen dem Unhold jetzt noch das eiserne Futter reichen.

Rastlos springt er auf und ab und faucht die Männer an, die vor seinem Käfig Wache stehen.

Wenn man aber die Kinder von Hämmerlöh heute nach dem stählernen Unhold fragt, der einst den Ort so lange Zeit in Schrecken versetzte, so erzählen sie mit frohen Augen von dem wackeren Schmied Eisenbart, der die Arbeiter des Landes gegen die stählernen Riesen und ihre Herren zum Kampfe aufrief.

HERMANN LÖNS

Was da kreucht und fleucht

1909

[86]

Die Otter.

»Jetzt wird es schön«, denkt die Maus, die in dem krausen Stechpalmenbusch wohnt, der unter der breitästigen Hüteneiche steht.

Ein feines Versteck hat sie da. Die Hüttejungen haben sich dort eine Moosbank gemacht, in der eine Maus schon wohnen kann, vorzüglich, weil sich dort nebenbei immer allerlei zu fressen findet, das es anderswo nicht gibt, Brotkrümchen, Wursthaut, Käsebrocken, Apfelschale, Pflaumenkerne und sonst noch allerlei.

Es ist darum kein Wunder, daß die Waldmaus so kugelrund aussieht, trotzdem der Winter hart und lang war. Es wächst ja soviel Pfeifengras auf dem Damme, am Grabenrand wuchert die Heide; beider Samen finden sich in Masse. Der Wald ist nicht weit, und da liegen die Früchte von Fichte und Erle, Kiefer und Birke und dürre Beeren aller Art, und an allerlei Geziefer ist auch kein Mangel.

»Wie schön warm es heute ist!« denkt das rote Mäuschen und macht vor Freude einen Hopser nach [87] dem andern. »Sitzt da nicht ein fetter Käfer? Natürlich!« Schwupp, hat sie ihn, beißt ihn tot, reißt Flügel und Beine ab und ver-speist ihn, auf den Keulen sitzend und die Beute in den Vorderfüßchen haltend. »Und das da, das ist ja eine von den saftigen, bekömmlichen Raupen! Ach ja, die gute Zeit ist da!«

Genau dasselbe denkt das Ungetüm, das breit und faul unter dem Stechpalmenbusche liegt und sich von der Aprilsonne bescheinen läßt. Schon seit einer Stunde liegt die Kreuzotter da und läßt die Maus nicht aus den Augen. So,

wie sie daliegt, sieht sie wie eine braune, mit schwarzen Moospolsterchen bewachsene Kiefernwurzel aus, und nur die roten Mörderaugen und die ab und zu hervorzuckende Zunge zeigt, daß es ein Wesen von Fleisch und Blut ist.

Vom Herbste bis zum Frühling lag sie steif und starr unter der Moosbank, und über ihr wohnte die Maus. Als die Sonne wieder warm schien, im Graben frisches Grün auftauchte und die Zitronenfalter flogen, erwachte die Otter, kroch aus ihrem Verstecke, trank sich am Tau satt und wärmte sich an der Sonne, bis sie wieder geschmeidig wurde. Dann kroch sie so lange zwischen den Heidkrautstengeln umher, bis ihre alte Haut als silbergraues Netzwerk darin hängen blieb, erholte sich von der Anstrengung und merkte dann, daß sie sehr hungrig war.

»Sieh da, sieh da, eine Maus!« denkt sie. Eben war sie da, jetzt ist sie dort. Mäuse sind flink, Ottern sind langsam; aber Mäuse sind unvorsichtig und Ottern haben Zeit. Die roten Augen gehen immer dahin, [88] wo die Maus ist. Ganz langsam schiebt die Otter sich vorwärts, dahin, wo die Maus eben hinsprang. Sie weiß, sie kommt denselben Weg wieder zurück. Da ist sie auch schon. Eine Fliege mit verküppelten Flügeln hüpfte hilflos im Sande hin und her. Das lockt die Maus. Ein Sprung, und sie hat die Fliege, und die Mahlzeit beginnt.

Langsam hebt die Otter den Kopf, blitzschnell läßt sie ihn nach der Maus zucken und schlägt ihr die Giftzähne in den Nacken. Das Mäuschen piept auf, läßt die Fliege fallen, macht einen Sprung und noch einen, fällt um, zittert und verendet. Langsam kriecht die Schlange näher, bezüngelt ihre Beute, reißt den Rachen auf, umfaßt den Kopf der Maus und würgt sie hinab. Dann kriecht sie auf ihren Lauerplatz zurück. Eine Stunde liegt sie fast regungslos da, dann aber kommt wieder Leben in ihre Augen. Ein Sumpfmeisenpärchen turnt in dem Schlehenbusch umher, der an der anderen Seite der Eiche steht. Behutsam schiebt das Un-

tier sich voran; sind auch die Meisen oben im Busch, vielleicht kommen sie tiefer.

»Sieh, sieh da, da!« ruft das Meisenmännchen und pickt ein Räuپchen nach dem anderen aus den Blütenknospen. Aber da unten, dicht über der Erde, sind die Knospen schon aufgeblüht, und aus jeder dritten läßt sich ein dickes, fettes Räuپchen an einem Faden in das Moos hinab. Immer tiefer turnen die beiden grauen, schwarzmützigen Vögelchen, und jetzt huscht das eine auf den Boden und pickt die Räuپchen aus dem Moose. »Piep!« sagt es auf einmal, flattert in die [89] Höhe, fällt herunter, schlägt mit den Flügeln, zittert und bleibt tot liegen. Entsetzt fliegt das Männchen näher, jammert schrecklich und flattert hin und her, und schließlich fliegt es zu dem Weibchen hin. Da schnellt der Otterkopf noch einmal aus dem welken Grase heraus, und gleich darauf liegt auch das Männchen tot da.

Zwei Tage und zwei Nächte verdaut die Otter, dann bekommt sie neuen Hunger. Eine Wasserspitzmaus, die am Grabenrande nach Raupen sucht, fällt unter den Giftzähnen, und ein Moorfrosch, der sich an der Sonne freut und auf Mücken jagt, hat dasselbe Schicksal. Auch das Zaunkönigweibchen, das in dem Schlehenbusche nach Spinnen sucht, stirbt einen schnellen Tod, und die Feldmaus, die hastig durch das alte Laub huscht, hält mitten im Laufen inne, piept auf und fällt um. Die alte Otter war gar nicht dumm, als sie sich diese Stelle hier als Stand wählte; Feld, Moor, Weide und Wald stoßen hier zusammen und so gibt es Beute von aller Art, Feldmäuse, Waldmäuse, Zwergmäuse, Spitzmäuse, vielerlei Frösche für den Notfall und so manchen kleinen Vogel. Es läßt sich hier schon leben.

Das meinen die Hütejungen auch, die mit ihren Kühen angesungen kommen. Da ist der Wald, in dem es später allerlei Beeren und auch Nüsse gibt; hier ist der Teich, darin kann man baden, wenn es sehr heiß ist. Und dort ist die Moosbank, auf der es sich so weich sitzt, und von der aus man, ein tüchtiges Butterbrot in der Hand, so weit über die Feld-

mark und das Moor [90] bis zu dem blauen Walde sehen, den Storch in der grünen Wiese und den Bussard am blauen Himmel beobachten kann. Hasen kommen an, Rehe ziehen vorüber, Kiebitze, Krähen und Elstern zeigen sich, am Graben huschen Eidechsen, quaken Frösche. Bunte Käfer rennen hastig über den Sandweg; wenn sie auffliegen, blitzen sie wie Edelsteine. Allerlei Schmetterlinge fliegen und rote Wespen, die Spinnen und Raupen in ihre Erdlöcher schlepen. Es ist sehr viel los an dieser Stelle.

Aber die Moosbank ist über Winter etwas baufällig geworden; sie muß ausgebessert werden. Konrad geht Moos holen, und Krischan räumt das alte Laub und das verwelkte Gras fort. Gerade als Konrad mit dem alten Sack, der ihm als Regenmantel dient, voller Moos zurückkommt, schreit Krischan auf und hält seinem Bruder mit kreidebleichem Gesicht die Hand entgegen. Er ist der Otter zu nahe gekommen, und sie hat ihn in den Finger gebissen. Im Sturm-schritt rennen beide Jungen dem Dorfe zu. Der Vater unterbindet die Wunde, die Mutter macht einen Umschlag von dicker Milch, der Knecht spannt an, und der Vater fährt, so schnell die Pferde nur laufen können, zum Kirchdorfe, wo der Arzt wohnt. Der schneidet den Finger an und macht Einspritzungen, und nach vierzehn Tagen kann Krischan den Arm wieder bewegen; wenn aber ein Gewitter heraufzieht, tut ihm der Arm noch sehr weh.

Es war ein schwüler Maitag gewesen, als die Otter den Jungen biß, einer von den Tagen, an denen [91] die Ottern Heißhunger haben. Da nun die Jungens bei der Moosbank soviel Unruhe gemacht hatten, ließ sich weder Maus noch Vogel blicken, und da es mit der Anstandsjagd nichts wurde, ging die Schlange auf die Pürsche. Sie war schon dicht bei dem Waldrande, in dessen Vorbüschen sie Jungvögel nach Futter piepen hörte, da flog ein großer Vogel aus der Zitterpappel. Es war der Bussard, der hier auf Mäuse lauerte. Froh über die fette Beute, stieß er herab, faßte die Otter hinter den Kopf und über den Rücken, biß ihr den

Kopf entzwei und flog gerade auf, um sie seinen Jungen zutragen, da kam der Jäger um die Ecke, riß das Gewehr an den Kopf und schoß den guten Vogel tot.

Als er ihn aber aufnahm, sah er, daß der eine Kreuzotter in den Fängen hielt, und da schämte er sich doppelt; denn im vorigen Sommer war ihm seine Teckelhündin an dem Bisse einer Otter eingegangen.

GERDT VON BASSEWITZ

Peterchens Mondfahrt

1912

[7]

1. Bild.

Peterchens und Annelieses Schlafzimmer. In der Ecke links ein großes Bett mit bunten Vorhängen. Vorn links ein Spielzeugschrank, eine Puppenstube und ein Schaukelpferd. In der Mitte des Zimmers ein breiter, niedriger Kindertisch. Rechts vorn eine Tür hinter geblühten Vorhängen. Neben der Tür ein Kleiderschränkchen, Badewanne, Waschtischchen mit zwei Schüsselchen und eine bunte Kommode mit Bilderbüchern darauf. Im Hintergrunde breites Fenster mit Vorhängen und Blumen.

Es ist Abend. Peterchen und Anneliese werden von Minna zu Bett gebracht.

Peterchen

(am Waschtisch, im Nachthemdchen, wäscht sich mit einem großen Schwamm).

Anneliese

(sitzt auf dem Bettchen, ebenso im Nachthemdchen, und flicht sich ihr Zöpfchen für die Nacht).

Minna

(macht das Fenster zu)

So, nun machen wir das Fenster zu,
Und dann hat die liebe Seele Ruh.
Der Mond kommt gerade über die Wiese.

(dreht sich herum)

Seid ihr fertig, Peterchen? Anneliese?
Hurtig, hurtig ins Bettchen hinein!
[8] Wenn die Mutter kommt, muß Ordnung sein!
*(Sie nimmt Peterchen den Schwamm fort und trockenet ihm mit
einem großen Handtuch das Gesicht ab.)*

[...]

[9]

Peterchen

Guck mal den Mond da auf der Wiese!
Guck mal den Mond, guck, Anneliese;
Er sieht aus wie ein gelbes Gesicht ...

[10]

Minna

(schiebt ihn zum Bett)

Ja, ja, nun geh nur ...

Peterchen

Nein, siehst du nicht

Minna? – Kennst du den Mann im Mond,
Der dort oben zur Strafe wohnt,
Auf dem Rücken ein Bündel Ruten?

Minna

Will Er wohl, will Er sich endlich sputen!
(Sie hat ihn bis ans Bett gebracht.)

Peterchen

Halt, Minna! da fliegt was in der Stube ...

Minna

(hebt ihn ins Bett)

Ins Bettchen, ins Bettchen, kleiner Bube!

Peterchen

Minna, ein Maikäfer, ein ganz dicker!

Minna

(legt ihn an Annelieses Seite)

Unsinn, schlaf jetzt, mach du deinen Nicker! –
So, nun ruf' ich die Mutter. – Schlaft schön!

(Sie geht hinaus.)

Peterchen

(leise)

Anneliese, ich hab' ihn gesehen!
[11] Ganz dick ist er herumgebrumst,
Dicht an mir ist er vorbeigesumst.

Anneliese

Peterchen, ob uns der was tut?

Peterchen

Nein, Anneliese, Maikäfer sind gut.
Die tun einem nichts, die brummen nur.

(setzt sich im Bett auf)

Ich hab' keine Angst, nicht eine Spur!

Anneliese

So ein klein bißchen hab' ich doch Angst ..

Peterchen

(kühn)

Weißt du, Anneliese, wenn du dich bangst,
Dann mach' ich ihn mit dem Pantoffel kaputt.

Anneliese

Nein Peter, nicht – er ist ja gut!
Nicht totmachen, laß' ihn nur leben.
Wir wollen ihm lieber Zucker geben;
Ich habe noch in der Puppenstube.

Peterchen

Der ist keinen Zucker, ich glaube es kaum;
Die Maikäfer sitzen oben im Baum,
Die essen Kastanien. [...]

[12]

Peterchen

(nachdenklich)

Nun, man könnte ihn ja befrei'n;
Aber, wo mag er jetzt nur sein?
Ich glaube, er sitzt an dem Vorhang da.

(springt aus dem Bett.)

[13] Husch, husch! – Wo bist du, Maikäferpapa?

(Die Mutter kommt herein.)

Mutter

(droht)

Aber, Peterchen, sieh mal an! –

Peterchen

Mutti, da sitzt ein Maikäfer dran,
Ein ganz dicker, den lassen wir fliegen ...

Mutter

(sieht nach)

Unsinn! – Ihr sollt jetzt im Bettchen liegen
Und schlafen und an gar nichts denken.
Wer schläft, dem will ich was Schönes schenken;
Fünf Äpfelchen für jedes Kind,
Wenn beide hübsch ausgeschlafen sind.

(Sie stellt zwei kleine, bunte Körbchen mit Äpfeln auf den Tisch.)

[...]

[15]

Peterchen

Mutti, nun sing noch, eh' wir schlafen!

Mutter

(setzt sich am Bett.)

Was denn? vom Prinzen, vom Schäfchen, vom Grafen?

Peterchen

Nein, vom Maikäfer muß es sein!

Mutter

Also, das Lied vom Maikäferlein:

[...]

[17] *(Während des Gesanges der Mutter ist es allmählich dunkel im Zimmer geworden. Sie wiederholt die letzten Zeilen leise, während schon die Melodie von einer Geige aufgenommen wird. – Die Mutter schweigt, und die Geige spielt weiter. Es wird allmählich heller im Zimmer, aber es ist ein anderes, etwas bläuliches Licht. Die Mutter ist verschwunden. Statt ihrer sieht man einen großen Maikäfer mit übergeschlagenen Unterbeinchen auf dem Tische sitzen. Er spielt auf einer kleinen, silbernen Geige. Eines seiner mittleren Beinchen fehlt. Nach einer kleinen Zeit setzt er die Geige ab.)*

Maikäfer

Ja, so starb er, der kleine Kerl. Warum war er auch so vorwitzig und wollte nach dem Mond fliegen? Das ist nichts für so kleine Maikäfer, dazu muß man schon ein großer Maikäfer sein. – Ach ja, ich weiß nicht, mir kommen immer die Tränen in die Augen, wenn ich die Geschichte höre; sie ist auch zu rührend. *(Er holt ein großes, grünes Blatt hervor und wischt sich die Augen.)* Und dann fällt mir auch immer mein eines Beinchen ein, das mir fehlt; und das ist noch viel trauriger. *(Er wischt sich wieder die Augen.)* Ich möchte aber doch wissen, wo ich hier eigentlich bin? Kam da eben so mir nichts, dir nichts hereingebumst, und der kleine Junge hat mich natürlich gleich bemerkt; beinahe hätte mich auch die dicke Minna totgequetscht; – na, das war 'ne Angst! *(Wischt sich die [18] Stirn.)* Und dann sagt die dumme Person immer: »Papperlapapp, papperlapapp, kein Maikäfer ist da!« Als ob ich nicht ein ganz dicker wäre, einer von den allerdicksten! – Darauf ist meine Frau immer so stolz gewesen, die gute Seele. Ein Huhn hat sie neulich

gefressen; sie ruhe sanft! – (Er wischt sich die Augen.) [...] [20] So, jetzt muß ich mal sehen, ob ich noch fliegen kann. (Er stellt sich in Positur, entfaltet die Flügel, ein lautes Summen beginnt, und er fliegt ein paar Meter über den Boden hin.) Famos, famos, es geht noch! (Er läßt sich wieder zur Erde herab.) – Aber eingesperrt haben sie mich hier. Das Fenster ist zu; dagegen fliegen nützt nichts; so dumm bin ich auch nicht mehr; das machen bloß die kleinen Käferhosenmätze; es gibt scheußliche Kopfschmerzen. Also, man muß sich, so gut es geht, die Zeit vertreiben. Ich werde mir mal ein lustiges Liedchen spielen. (Er nimmt die Geige, spielt eine Tanzmelodie, singt dazu und springt in grotesken Sätzen im Zimmer umher.)

Eins, zwei, drei – eins, zwei, drei,
Fiel eine Biene in den Brei;

Plumsdibums,
Dideldumdei!

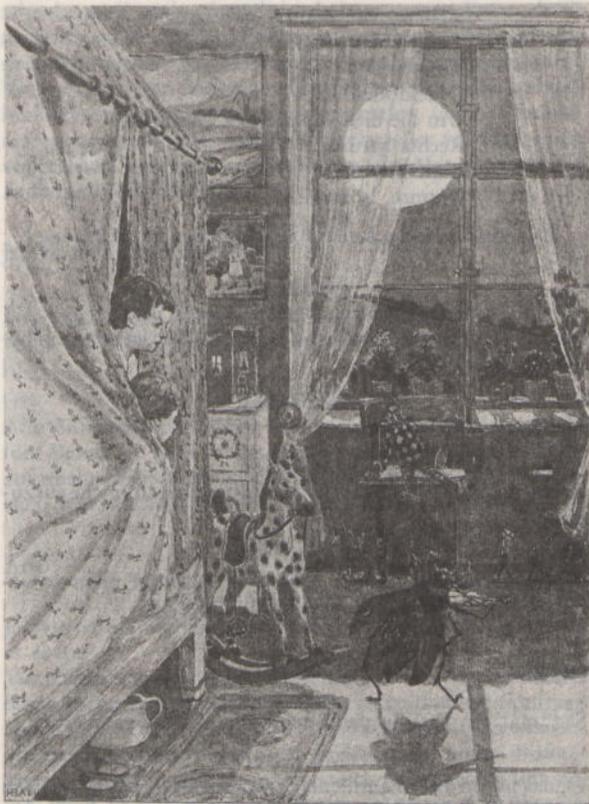
Alle Käfer sitzen drum herum,
Lachen sich schief,
Lachen sich krumm,
Brumm, brumm!

Vier, fünf, sechs – vier, fünf, sechs,
Macht eine Fliege einen Klecks,
Putschpitschpatsch,
Klickklackklecks!

[21]

Pfui, ruft jeder rechte Käfermann,
Seht sie an,
Was sie kann,
Heran, heran!

(Peterchen und Anneliese stecken die Köpfe aus den Vorhängen ihres Bettchens und sehen ihm halb erstaunt, halb belustigt zu.)



In der Kinderstube

Sieben, acht, neun – sieben, acht, neun,
 Tanzen alle kleinen Käferlein!
 Ringelreih,
 Dideldudeldei,
 Um die dicke Linde mit Gesumm,
 Rechts herum,
 Links herum,
 Brumm, brumm!

(Die Kinder lachen hell auf und klatschen in die Hände.)

Maikäfer

(hält inne, sieht sie an.)

Nanu? Was gibt es denn da zu lachen? – Das ist ein ganz be-
 kannter Maikäfertanz!

Peterchen

Ja, der ist sehr komisch!

Maikäfer

So, meinst du? – Ihr braucht mich aber deshalb nicht auszu-
 lachen!

[22]

Anneliese

Nein, Herr Maikäfer, das haben wir auch gar nicht so ge-
 meint. Wir bitten schön um Entschuldigung.

[. . .]

[26]

Peterchen

(neugierig)

Sag' mal, wo hast du denn deine silberne Geige her?

Maikäfer

O, das ist ein altes Familienerbstück; denn eigentlich spielen
 die Maikäfer nur den Brummbaß, oder höchstens die Pauke.
 Aber mein Urgroßvater, er hieß Sumsemann, der wohnte
 nahe bei einer großen Wiese und war mit einer Grille be-
 freundet, Zirpedirp hieß sie, das steht hier auf der Geige be-
 eingraviert; und von der Grille bekam er die Geige ge-

schenkt, weil er ihr einmal das Leben gerettet hatte, als sie
 zu hoch auf einen Baum gestiegen war und einen Schwin-
 delanfall bekam. Und seitdem spielen wir Sumsemanns die
 Violine statt der Baßgeige. Das ärgert zwar die anderen
 Maikäfer; sie meinen, es sei geschmacklos, und die Sumse-
 manns seien ein entartetes Geschlecht; aber wir finden das
 vornehmer, weil es etwas Besonderes ist. Man muß auf das
 Außergewöhnliche halten.

Anneliese

Ja, das ist auch wahr.

Peterchen

Na, und warum hast du denn nur fünf Beinchen? Das ist
 wohl auch etwas Außergewöhnliches?

[. . .]

[27]

Maikäfer

Alle Sumsemänner haben seit vielen hundert Jahren nur
 fünf Beinchen. Jetzt ist das Geschlecht ausgestorben [28] bis
 auf mich. Ich bin der letzte Fünfbeinige. Das sechste Bein-
 chen aber, das ist auf dem Mond.

Die Kinder

Ach!! –

Maikäfer

Ja, wie ist es da hinaufgekommen? so denkst ihr, und das ist
 es eben.

Vor vielen hundert Jahren war es, als der erste Maikäfer
 Sumsemann sich gerade verheiratet hatte und des Sonntags
 abends im Wald mit seiner Frau spazieren flog. Sie hatten
 viel gegessen und ruhten sich ein wenig auf einem Birken-
 zweiglein aus, und da sie sehr mit sich selbst beschäftigt wa-
 ren, denn sie waren jung verheiratet, merkten sie nicht, wie
 ein böser schwarzer Mann, ein Holzdieb, kam; der schwang
 plötzlich seine Axt und hieb die Birke um; und so schreck-
 lich schlug er zu, daß er dem Urgroßvater Sumsemann ein
 Beinchen mit abschlug. – Fürchterlich war es! – Und sie

fielen auf den Rücken und wurden ohnmächtig vor Angst. Nach einiger Zeit aber kamen sie zu sich von einem hellen Schein, der um sie leuchtete. Da stand eine schöne Fee vor ihnen im Walde und sagte: »Der böse Mann ist bestraft für seinen Waldfrevel am Sonntag. Ich bin die Fee der Nacht und habe es vom Monde aus gesehen. Zur Strafe ist er nun mit dem Holz, das er umgeschlagen hat, auf den höchsten Mondberg verbannt. Dort muß er bleiben in alle Ewigkeit, Bäume abhauen und Ruten schleppen.«

[29] Aber der Urgroßvater schrie und sagte: »Wo ist mein Beinchen, wo ist mein Beinchen, wo ist mein kleines sechstes Beinchen?« Da erschrak die Fee. »Ach«, sagte sie, »das tut mir sehr leid; es ist wohl an der Birke hängen geblieben und nun mit auf den Mond gekommen.« »O, o, mein Beinchen, mein kleines sechstes Beinchen!« schrie mein Urgroßvater, und seine kleine Frau weinte schrecklich, denn sie wußte, daß nun alle ihre Kinder nur fünf Beinchen haben würden – und das war schlimm.

Und als die Fee den großen Jammer sah, hatte sie Mitleid und sagte: »Ein Mensch ist zwar sehr viel mehr als ein Maikäfer, und deshalb kann ich die Strafe für den bösen Menschen nicht aufheben; aber ich will erlauben, daß gute Menschen, wenn ihr sie findet, euch das Beinchen wiederbringen können. Wenn ihr zwei Kinder findet, die niemals ein Tierchen quälten, dann dürft ihr auf den Mond mit ihnen und das Beinchen wieder holen.«

Da waren sie etwas getröstet. Aber sie fanden keine Kinder, und ihre Kinder und Enkel auch nicht, so viel sie auch suchten. Immer wurden die Sumsemänner, die Fünfbeinigen, totgeschlagen, wenn sie des Nachts in die Stuben kamen, um die Kinder zu bitten; oft von den rohen und unverständigen Dienstmädchen, oft auch von den Kindern selbst. Ach, das ist schrecklich, das ist der Fluch der Familie! Und nun bin ich der Letzte des berühmten Geschlechtes und wäre doch auch fast totgeschlagen worden vorhin vom Peterchen. *(Er wischt sich mit dem Blatt die Tränen.)*

[30] Peterchen
(zu Tränen gerührt)

Ach, lieber Maikäfer, das tut mir jetzt so leid; aber ich habe noch niemals ein Tierchen gequält, ganz gewiß nicht.

Anneliese
Nein, und ich auch nicht; und nun weine nicht, lieber Maikäfer, wir meinen es sehr gut mit dir. *(Sie streichelt ihm.)*

Peterchen
(streichelt ihn auch.)
Ja, und wir würden dir dein Beinchen schon wieder besorgen, aber, weißt du, auf dem Mond? Der ist sehr weit, und da muß man fliegen können, und das können wir leider nicht.

Anneliese
Nein, das können wir nicht; dann fallen wir 'runter vom Mond und gehen kaputt.

Maikäfer
(plötzlich lebendig)
O, wenn ihr wollt, wenn ihr wollt, dann geht das alles, ihr lieben Kinderchen. – Fliegen? Pah, das ist gar nicht so schlimm, wenn man weiß, wie es gemacht wird. Das bring' ich euch sehr schnell bei.

WALDEMAR BONSELS

Die Biene Maja und ihre Abenteuer

1912

[9] Die ältere Bienendame, die der kleinen Maja behilflich war, als sie zum Leben erwachte und aus ihrer Zelle schlüpfte, hieß *Kassandra* und hatte großes Ansehen im Stock. Es waren damals sehr aufgeregte Tage, weil im Volk der Bienen eine Empörung ausgebrochen war, die die Königin nicht unterdrücken konnte.

Während die erfahrene *Kassandra* der kleinen Maja, deren Erlebnisse ich erzählen werde, die großen blanken Augen trocknete und ihr die zarten Flügel etwas in Ordnung zu bringen suchte, brummte der große Bienenstock bedrohlich, und die kleine Maja fand es sehr warm und sagte es ihrer Begleiterin.

Kassandra sah sich besorgt um, aber sie antwortete der Kleinen nicht gleich. Sie wunderte sich darüber, daß das Kind schon so früh etwas auszusetzen fand, aber im Grunde war es richtig, die Wärme und das Gedränge waren beinahe unerträglich. Maja sah ununterbrochen Biene auf Biene an sich vorüberziehen, das Geschiebe und die Eile waren so groß, daß zuweilen die eine über die andere fortkletterte und wieder andere sich wie zu Klumpen geballt vorüberwälzten.

Einmal war die Königin in ihrer Nähe gewesen. *Kassandra* und Maja wurden etwas beiseitegedrängt, aber eine Drohne, ein freundlicher junger Bienenherr von gepflegtem [10] Aussehen, war ihnen behilflich. Er nickte Maja zu und strich sich etwas erregt mit dem Vorderbein, das bei den Bienen als Arm und Hand gebraucht wird, über seine glänzenden Brusthaare.

[. . .]

[11] Die Alte wurde wieder ganz nervös:

»Du mußt warten lernen«, antwortete sie. »Kind, ich habe in diesem Frühling schon viele hundert junge Bienen erzogen und für ihre erste Ausfahrt unterrichtet, aber mir ist noch keine vorgekommen, die so naseweis gewesen wäre. Du scheinst eine Ausnahmenatur zu sein.«

Maja errötete und fuhr mit den beiden zarten Fingerchen ihrer Hand in den Mund:

»Was ist das?« fragte sie schüchtern, »eine Ausnahmenatur?«

»O, das ist etwas durchaus Unschickliches«, rief *Kassandra*, die allerdings die Handbewegung der kleinen Biene meinte und ihre Frage nicht beachtet hatte. »Jetzt merke genau auf alles, was ich dir sage, denn ich kann dir nur kurze Zeit widmen, es sind schon wieder neue Junge ausgeschlüpft und meine einzige Gehilfin in dieser Etage, *Turka*, ist ohnehin aufs äußerste überarbeitet und klagte in den letzten Tagen über Ohrensausen. Setz dich hier.«

Maja gehorchte und schaute mit ihren großen braunen Augen auf ihre Lehrerin.

»Die erste Regel, die eine junge Biene sich merken muß«, sagte *Kassandra* und seufzte, »ist, daß jede in allem, was sie denkt und tut, den anderen gleichen und an das Wohlergehen aller denken muß. Es ist bei der Staatsordnung, die wir seit undenkbar langer Zeit als die richtige erkannt haben und die sich auch auf das beste bewährt hat, die einzige Grundlage für das Wohl des Staates. Morgen [12] wirst du ausfliegen. Eine ältere Gefährtin wird dich begleiten. Du darfst zuerst nur kleine Strecken fliegen und mußt dir die Gegenstände genau merken, an denen du vorüberkommst, damit du immer zurückfinden kannst. Deine Begleiterin wird dir die hundert Blumen und Blüten beibringen, die den besten Honig haben, die mußt du auswendiglernen, das bleibt keiner Biene erspart. Die erste Zeile kannst du dir gleich merken: »Heidekraut und Lindenblüte.« Sag es nach.«

»Das kann ich nicht«, sagte die kleine Maja, »das ist furchtbar schwer. Ich werde es ja später auch schon sehn.«

Die alte Cassandra riß die Augen auf und schüttelte den Kopf.

»Mit dir wird es schlecht hinausgehen«, seufzte sie, »das sehe ich schon jetzt.«

»Soll ich denn später den ganzen Tag Honig sammeln?« fragte die kleine Maja.

Kassandra seufzte tief und sah die kleine Biene einen Augenblick ernst und traurig an. Es schien, als erinnerte sie sich ihres eigenen Lebens, das von Anfang bis zu Ende voll Mühe und Arbeit gewesen war. Und dann sagte sie mit veränderter Stimme und sah Maja liebevoll an:

»Meine kleine Maja, du wirst den Sonnenschein kennenlernen, hohe grüne Bäume und blühende Wiesen voller Blumen, Silberseen und schnelle glitzernde Bäche, den strahlenden blauen Himmel, und zuletzt vielleicht sogar den Menschen, der das Höchste und Vollkommenste ist, was [13] die Natur hervorgebracht hat. Über allen diesen Herrlichkeiten wird dir deine Arbeit zur Freude werden. Sieh, dies alles steht dir ja noch bevor, mein Herzelein, du hast Grund glücklich zu sein.«

»Gut«, sagte die kleine Maja, »das will ich denn auch.«

Kassandra lächelte gütig. Sie wußte nicht recht, woher es kam, aber sie hatte plötzlich eine ganz besondere Liebe zur kleinen Maja gefaßt, wie sie sich kaum erinnerte jemals für eine andere junge Biene gefühlt zu haben. Und so mag es denn wohl gekommen sein, daß sie der kleinen Maja mehr sagte und erzählte, als für gewöhnlich die Bienen an ihrem ersten Lebenstag hören. Sie gab ihr vielerlei besondere Ratschläge, warnte sie vor den Gefahren der argen Welt draußen und nannte ihr die gefährlichsten Feinde, die das Volk der Bienen hat. Endlich sprach sie auch lange von den Menschen und legte in das Herz der kleinen Biene die erste Liebe zu ihnen und den Keim einer großen Sehnsucht sie kennenzulernen.

»Sei höflich und gefällig gegen alle Insekten, die dir begegnen«, sagte sie zum Schluß, »dann wirst du mehr von

ihnen lernen, als ich dir heute sagen kann, aber hüte dich vor den Hornissen und Wespen. Die Hornissen sind unsere mächtigsten und bösesten Feinde, und die Wespen sind ein unnützes Räubergeschlecht ohne Heimat und Glauben. Wir sind stärker und mächtiger als sie, aber sie stehlen und mordeten, wo sie können. Du kannst deinen Stachel gegen alle Insekten brauchen, um dir Achtung zu verschaffen [14] und um dich zu verteidigen, aber wenn du ein warmblütiges Tier stichst oder gar einen Menschen, so mußt du sterben, weil dein Stachel in ihrer Haut hängen bleibt und zerbricht. Steche solche Wesen nur im Falle der höchsten Not, aber dann tu es mutig und fürchte den Tod nicht, denn wir Bienen verdanken unser großes Ansehen und die Achtung, die wir überall genießen, unserem Mut und unserer Klugheit. Und nun leb wohl, kleine Maja, hab Glück in der Welt und sei deinem Volk und deiner Königin treu.«

Die kleine Biene nickte und erwiderte den Kuß und die Umarmung ihrer alten Lehrerin. Sie legte sich mit heimlicher Freude und Erregung zum Schlaf nieder und konnte vor Neugierde kaum einschlummern, denn mit dem kommenden Tag sollte sie die große weite Welt kennenlernen, die Sonne, den Himmel und die Blumen.